MAX HOELZ

BRIEFE AUS DEM ZUCHTHAUS

SLUB
Wir führen Wissen.

SLUB
Wir führen Wissen.

178
117

Schmidt Erhard

150

SLUB
Wir führen Wissen.

SLUB
Wir führen Wissen.

SLUB
Wir führen Wissen.

MAX HOELZ
BRIEFE AUS DEM ZUCHTHAUS

Herausgegeben

und mit einem Nachwort versehen von

EGON ERWIN KISCH

Bibliothek
Landesschule Pforta
D-06628

BERLIN
ERICH REISS VERLAG

SLUB
Wir führen Wissen.

Sächsische
Landesbibliothek
Dresden

(1927)
1953 ID 745

INHALT

Vorrede 7

Mein Leben 9

Briefe 21

Der Gefangene Max Hoelz. Von Egon Erwin Kisch 95

Aufruf 117

Sechs Jahre, mehr als sechs Jahre hat Max Hoelz bereits von seiner Zuchthaushaft abgebüßt, die — laut Beschluß eines Ausnahmegerichts aus Ausnahmezeiten — mit seinem Tode enden soll. Um sechs Jahre hat sich also Max Hoelz bereits der Vollendung seiner ewigen Strafe genähert.

Inzwischen geht der Kampf um ihn, ein juristischer und politischer Kampf, ein Kampf geführt mit Paragraphen und Ideologien.

Nun ist es vielleicht nicht unwichtig, den Menschen um den es geht, als Menschen zu zeigen. Unbeschönigt. Als Menschen mit seinem Spruch und Widerspruch.

Aus den Briefen dieses von äußerem Leid heimgesuchten und von innerem Streben erfüllten Prole-

tariers mag mancher — auch ohne Kenntnis der Rechtslage — die Antwort finden, ob Max Hoelz, der nach Kriegsende den Vogtländischen Aufstand und nach dem Kapp-Putsch die Mitteldeutsche Arbeiterbewegung führte, wirklich ein Mordbrenner, Räuberhauptmann und Brandstifter sein kann. Als solcher, als gemeiner Verbrecher wurde er verurteilt zu lebenslänglichem Zuchthaus und dauerndem Ehrverlust.

K.

MEIN LEBEN

Aus dem Schlußwort des Angeklagten Max Hoelz im Prozeß vor dem Sondergericht in Moabit am 22. Juni 1921

SLUB
Wir führen Wissen.

SLUB
Wir führen Wissen.

Ich bin als Sohn eines Schneidemühlenarbeiters geboren. Mein Vater hat sich viele Jahre als Tagelöhner durchgeschlagen. Wir waren sechs Geschwister, zwei sind in frühester Jugend gestorben. Mein Vater war ein arbeitsamer Mann, aber er hatte ein heißes Temperament. Er war kein Kriecher. Sobald er sah, daß er Speichel lecken sollte, ist er seiner Wege gegangen. So kam es, daß wir sechs oder sieben Dörfer durchwanderten. Ein häufiger Schulwechsel war für mich die Folge. Ich hatte aber nicht einmal Zeit, die häuslichen Aufgaben der Landschule zu erfüllen. Mit elf Jahren mußte ich bereits mitverdienen. Ich hütete zuerst die Gänse, später war ich im Sommer Kuh- und Pferdehirt, im Winter mußte ich die Pferde der Dreschmaschine antreiben.

Meine Eltern waren sehr religiös und sind es heute noch. Sie haben uns in ihrem religiösen Sinne erzogen. Ich kann mich an keinen Sonntag erinnern, an dem wir nicht in die Kirche gingen, und zwar nicht aus äußerlichen Gründen, um etwa gesehen zu werden, sondern aus innerem Bedürfnis heraus. Wir

setzten uns nicht ein einziges Mal zu Tisch, ohne zu beten, wir gingen ohne Gebet nicht schlafen! Mein Vater verdiente wöchentlich 10 Mark. Wir waren sechs Kinder, später waren wir vier. Wir mußten alle mitarbeiten und haben es redlich getan. Meine Eltern haben für meine Großeltern mitgesorgt. Ich mußte stundenweit das Essen zu meinen Großeltern in ein entferntes Dorf bringen. Ich habe gedacht, wenn ich aus der Schule komme, dann müßte ich auch für meine Eltern sorgen. Ich habe eine so ungeheure Achtung vor meinem Vater und vor meiner Mutter. Mein Vater ist nicht ein einziges Mal ins Wirtshaus gegangen. Mein Vater hatte nur ein Vergnügen. Er hat des Sonntags auf dem Sofa gesessen und eine einzige Zigarre geraucht. Dieser Mann, groß im Arbeiten und gering an Bedürfnissen, ist der Typ des nichtklassenbewußten Proletariers. Er ist ein großer Tierfreund, der aus einer Gutsbesitzersfamilie hervorgegangen ist. Er hatte in Ulm eine bessere Schule besucht, aber die Liebe zu den Pferden hatte ihn in den einfachen ländlichen Beruf zurückgeführt. Dieser Mann hatte nicht meine Gesinnung und hat sie heute noch nicht. Er schämt sich meiner. Man kann von einem solchen Menschen auch nicht verlangen, daß er sich meine Gesinnung aneignet. Er kann mein Tun nicht begreifen, aber vielleicht kommt er noch dazu, es zu verstehen.

Als ich die Schule verließ, wäre ich gern Schlosser geworden, aber meine Eltern waren blutarm und konnten kein Lehrgeld bezahlen. Ich wurde nach der Konfirmation als Tagelöhner zu einem Gutsbesitzer gegeben. Ich habe alle Arbeiten, die auf dem Lande vorkommen, gemacht. Die Arbeiten sind mir nie lästig geworden. Ich hatte immer das Bestreben, vorwärts zu kommen, um zu verdienen, um einmal meinen Eltern das zu vergelten, was sie an mir und meinen Geschwistern getan haben. Auf mich setzten meine Eltern ihre größten Hoffnungen, da ich als der begabteste von ihren Kindern galt. In den zwei Jahren, die ich auf dem Lande zubrachte, habe ich mich in den wenigen Mußestunden durch Bücher soweit gebracht, daß ich mit der weiteren Umwelt in Berührung kam, mit einer Welt, die in meinem Dorf nicht bekannt war.

Am Ende dieser zwei Jahre kam der erste selbständige und entscheidende Schritt in meinem Leben. Ich ging ohne Einwilligung meiner Eltern in die Stadt.

Nach zwei Monaten kam ein weiteres, noch größeres Wagnis. Mit 16 Jahren wanderte ich nach England aus und habe dort versucht, mein Fortkommen zu finden. Meine Wünsche gingen insoweit in Erfüllung, als es mir gelang, eine Stellung als Volontär in einem technischen Büro zu erhalten. Man ist in England großzügiger als in Deutschland.

Man verlangt dort nicht für jeden Posten ein Staatszeugnis oder ein Examen. Man kann sich dort aus eigener Kraft emporarbeiten. In England fragt man nicht, wer ist dein Vater. In England gilt der Mann, was er tut, was er leistet. Ich weiß heute, daß in England infolge des kapitalistischen Systems die gleiche Ausbeutung der besitzlosen Klasse stattfindet; damals fühlte ich mich freier als in Deutschland. Am Tage besuchte ich die technische Hochschule in einem Londoner Vororte, während der Nacht habe ich in einem Autodroschkenbetrieb für die Chauffeure, die mir diese Arbeit bezahlten, die Wagen gewaschen. Durch diese Nachtarbeit verdiente ich mir den Unterhalt, das Schulgeld und das Geld für die Bücher. In England habe ich sehr gehungert und oft nicht das Nötigste gehabt, um mir das trockene Brot zu kaufen. Ich habe einmal drei Tage lang keinen Bissen Brot genossen, so daß ich auf der Straße umfiel und von Vorübergehenden in ein Haus getragen wurde.

Wegen der Erfüllung meiner Militärdienstpflicht mußte ich nach Deutschland zurückkehren. Ich fand nicht gleich Stellung in meinem Beruf als Techniker. Ich wurde zunächst in Berlin Hausdiener im Architektenhaus in der Wilhelmstraße. Ich versuchte unterdessen, eine Stellung zu finden, die meinen Kenntnissen entsprach. Es war damals eine schwere

Zeit. Hunderte von Stellungsuchenden standen an den Plätzen, an denen der „Arbeitsmarkt" ausgegeben wurde. Ich bin dann in die Kantine zu Siemens & Halske gegangen und habe den Arbeitern das Essen in der Mittagspause heraufgetragen. Erst nach langem Warten gelang es mir, bei der Firma Arthur Koppel als Techniker Beschäftigung zu finden. Ich wurde einer mit ihr liierten Firma zugeteilt und von hier aus zu einem Bahnbau nach Bayern geschickt. Bei dieser Tätigkeit sagten zu mir die Ingenieure: „Hoelz, Sie sind ein tüchtiger Mensch. Aber Ihnen fehlen noch theoretische Kenntnisse. Versuchen Sie es, noch zwei oder vier Semester eine technische Schule zu besuchen."

Ich habe daraufhin versucht, mich auf die technische Hochschule vorzubereiten. Von meinen Eltern konnte ich keine Mittel dazu bekommen. Ich wollte zunächst das Einjährigenzeugnis erlangen. Ich ging nach Dresden, um dort eine Presse zu besuchen. In Dresden ist es mir schwer gefallen, durchzukommen. Eine Stellung als Techniker konnte ich nicht annehmen, weil ich dann tagsüber hätte arbeiten müssen und mir keine Zeit für meine Schularbeiten geblieben wäre. So mußte ich mich nach allen möglichen Arbeitsgelegenheiten umsehen. Ich hätte ja stehlen können, wenn ich dazu veranlagt wäre, an Hunger dazu hat es nicht gefehlt. Ich habe mich aber nicht

gescheut, als zwanzigjähriger Mensch des Abends Kegel aufzusetzen zum Vergnügen vollgefressener, fetter Bourgeois. Ich erhielt 75 Pfennige pro Abend. Mit derartigen Beschäftigungen verdiente ich soviel, um mich notdürftig über Wasser zu halten. Endlich fand ich Stellung in einem Kinotheater als Vorführer. Ich erhielt 25 Mark wöchentlich. Damit hatte ich Geld, um mir ein richtiges Zimmer zu mieten, um die Presse zu besuchen und um mir Bücher zu kaufen. Infolge meiner doppelten Beschäftigung, als Schüler und Erwerbstätiger, führte ich eine sehr anstrengende, ungesunde Lebensweise. Von der Presse mußte ich nachmittags zu den Vorführungen in das Kinotheater, das ich erst nach Schluß der letzten Abendvorstellung verlassen konnte. Dann begann ich mit meinen Schularbeiten. Ich habe oft, wenn der Morgen schon graute, noch in meinen Kleidern über den Büchern gesessen. Dann ging ich, ohne im Bette gewesen zu sein, des Morgens in die Schule. Dieses Leben führte ich ein Jahr lang.

Dann kam ich zur Generalaushebung. Die ärztliche Untersuchung stellte eine furchtbare Veränderung meiner körperlichen Beschaffenheit fest. Während ich bei einer Musterung wenige Monate zuvor tauglich zur Kavallerie befunden worden war, war ich jetzt kränklich und für den Dienst auch nur in der Linie untauglich. Die Militärärzte konnten

sich die Ursachen meines plötzlichen körperlichen Verfalls nicht erklären. Ich wurde Ersatzreservist.

Da ich mich selbst unfähig fühlte, mein bisheriges Leben fortzuführen, insbesondere unter häufigen Kopfschmerzen litt, konsultierte ich verschiedene Aerzte. Sie hatten den Verdacht, daß ich schwindsüchtig sei. Die Aerzte rieten mir übereinstimmend, von weiteren Versuchen, das Einjährigenexamen zu machen, ab und empfahlen mir eine Berufsausübung in freier Luft.

Diesem Rate folgend, ging ich in das Vogtland, wo ich entsprechende Beschäftigung fand. Hier lernte ich meine Frau kennen und heiratete. Auf diese Weise bin ich im Vogtland kleben geblieben. —

Bei Ausbruch des Krieges meldete ich mich bei den sächsischen Königshusaren in Großenhain als Kriegsfreiwilliger. . . . . .

. . . . . .

Im November 1918 kehrte ich stellungslos in das Vogtland zurück. Ich kam nach dem kleinen Industriestädtchen Falkenstein, wo trostlose wirtschaftliche Verhältnisse bestanden. Bei 15 000 Einwohnern gab es 5000 Erwerbslose!! Ich selbst wurde zum Vorsitzenden des Erwerbslosenrates gewählt. Sehr bald gerieten wir in Konflikt mit den Behörden.

. . . . . .

Aus einer Erklärung nach dem Urteil

Meine Verteidiger und ich haben während der Moabiter Verhandlungen mit aller Bestimmtheit damit gerechnet, daß ein Todesurteil über mich ausgesprochen und vollstreckt wird. Ich hatte mich vollständig vertraut gemacht mit dem Gedanken meiner Erschießung, daß ich darin gar nichts Besonderes mehr erblickte. Mein ganzes Sinnen konzentrierte sich nur noch darauf, daß ich nach dieser zermürbenden, wochenlangen Verhandlung noch genügend Kraft in Reserve hatte, um dem Erschießungskommando mit derselben Unerschrockenheit entgegenzutreten, wie sie während des Prozesses und bei allen revolutionären Kämpfen meine Stärke war. Mein Hoffen und Wünschen kreiste immer nur um ein und denselben Punkt. Ich wollte, daß der Abschluß meines Lebens der kommunistischen Sache auf jeden Fall von Nutzen werden sollte.

Als dann statt des vom Staatsanwalt beantragten und von mir mit Bestimmtheit erwarteten Todes-

urteils der Spruch auf „Lebenslänglich Zuchthaus“ lautete, empfand ich darüber weder Freude noch Erleichterung. Vor einem Schwurgericht wäre die Mordanklage gegen mich nie konstruiert worden. Die Atmosphäre des Sondergerichts aber war mit einer solchen Pogromstimmung durchsetzt, daß trotz der gänzlich unhaltbaren Mordanklage ein Todesurteil als sicher zu erwarten war. Die Erwartungen, die sich an die gegen mich konstruierte Mordanklage knüpften, haben sich zum Teil restlos erfüllt. Allerdings, das Todesurteil auszusprechen, wagten die Sonderrichter nicht.

Aber eines hatten die Sonderrichter und ihre Auftraggeber doch erreicht: Hoelz war in den Augen der „öffentlichen Meinung“ ein Mörder und Mordbrenner geworden. . . . . .

. . . . . .

BRIEFE

SLUB
Wir führen Wissen.

Die Briefe
sind an verschiedene
Personen gerichtet

2. Februar

B. ist in den Dingen, die zur Erhaltung der körperlichen Existenz seines Daseins naturnotwendig gehören, ein — wie mir scheint — durchaus unpraktischer Mensch. Daß es ihm materiell nicht gut geht (d. h. ihm nicht einmal genügend geht) weiß ich von Dir und auch von anderer Seite. Du sollst deshalb nach bester Möglichkeit und auf eine Weise, die B. nicht im geringsten belästigt oder verletzt, auch für seinen stofflichen Menschen Sorge tragen. Daß Du das sowieso, auch ohne meine Anregung, zu einem Teil schon getan haben wirst, daran zweifle ich nicht. Ich will Dir mit diesen Zeilen nur die Ermächtigung geben, daß Du alle Beträge, die Du irgendwie für mich auftreiben kannst, in Frau B.'s Budget einfügen sollst. Pumpe meinetwegen auf meinen Namen die ganze Welt an — ich will es gern decken — und sorge damit ein bißchen für den Haushalt von B., aber mache nicht die bodenlose Dummheit und sage den beiden, woher der Zuschuß kommt.

15. April

Anna ist durch den entsetzlichen Unglücksfall im Vorjahre sehr stark mitgenommen. Schon vor dem Unglück hat sie schwere gesundheitliche Erschütterungen durchgemacht.

Der Verlust des kleinen Willy hat die Krise verschärft. Das macht mir größte Sorge. Sie ist haltlos in ihrem Schmerz und Kummer, weil die Widerstandskraft ihrer Nerven fast gleich Null ist.

Du sollst nun ganz offen und freimütig mit Anna darüber reden, daß es unbedingt ihre Pflicht ist, daß sie ihre häuslichen Obliegenheiten erfüllt.

Sage Anna, daß es mich ganz unsagbar quält, daß sie sich von ihrem Schmerze so sehr niederdrücken läßt. Sie würde mir eine wirkliche und große Freude machen, wenn sie mit allen ihren geringen Kräften sich bemüht, nur ein wenig so tapfer zu sein, wie ihr eingekerkerter Bruder.

Anna würde dadurch, daß sie sich von ihrem Schmerz nicht unterkriegen läßt und daß sie ihre häuslichen Pflichten gewissenhaft erfüllt, auch mir meine Lage um vieles erleichtern.

Das mußt Du ihr suggerieren, das mußt Du ihr hundertmal sagen, bis sie es glaubt und danach handelt.

Vor allem aber mußt Du ihr suggerieren, daß sie nicht weinen darf, wenn sie mich besucht. Für mich gibt es auf dieser tristen Welt nichts Bittereres, als wenn ich einen Menschen weinen sehe und ihm seinen Kummer nicht abnehmen, oder wenigstens erleichtern kann.

Allein, das heißt ohne Dich, könnte und würde ich Anna gar nicht gut nach hier kommen lassen, denn, wenn sie allein kommt, dann weint sie ganz bestimmt bitterlich und dann kann es leicht passieren, daß ich die beiden Horchposten, die rechts und links von mir sitzen, anspucke, aus Zorn darüber, daß das System, dem die beiden Horchposten dienen und das sie stützen, es mir unmöglich macht, etwas für die Gesundheit Annas zu tun.

Du mußt auf Anna einwirken, daß sie bei ihrem Besuch unter keinen Umständen über den Unglücksfall redet. Laß Dir von ihr vorher das Versprechen geben, daß sie nicht über das Unglück redet, daß sie überhaupt nicht über oder von Willy spricht.

Wenn sie anfängt, über das Unglück oder von Willy zu sprechen, dann ist es eine ganz zwangläufige psychologische Folge, daß sie dabei weint, bei ihrem Nervenzustand. Ich weiß am besten aus eigen-

ster und bitterster Erfahrung, wie schlimm es ist, wenn man mit den Nerven soweit herunter ist, daß schon beim allergeringsten Anlaß die Tränen aus den Augen kollern.

Ich habe diese tiefste Periode meiner Kerkerzeit seit 3 Jahren überwunden und ich mache Anna keine Vorwürfe wegen ihrer Schwäche. Es ist ganz sicher, daß diese Schwäche nicht etwa eine Folge ihres schwachen Willens ist, sondern ihre ganze Körperkonstitution, ihre Gesundheit ist so, daß sie eben keine starken seelischen Erschütterungen mit Fassung ertragen kann.

Anna war in ihren früheren Jahren die gesündeste und kräftigste in unserer ganzen Familie, aber sie hat sich buchstäblich kaputt gearbeitet. Sie hat viele Jahre lang als Dienstmagd bei den Bauern gearbeitet und sie ist dort rücksichtslos ausgebeutet worden.

Meist waren es Kleinbauern, die zu geizig waren, sich einen Knecht zu halten, der die schwere Männerarbeit machte, und die nur mit ihrer Frau und einer einzigen Dienstmagd wirtschafteten. Da ergab es sich dann ganz von selbst, daß eine solche Magd die allerschwerste Männerarbeit verrichten mußte und sich dabei kaputt schuftete.

Jahrelang war Anna bei einem solchen Ausbeuter in demselben Dorfe (Leutewitz bei Riesa),

in welchem ich selbst zwei Jahre als Knecht auf einem größeren Gute arbeitete.

Ich schreibe Dir das deshalb, damit Du auch ein bißchen die tiefsten Ursachen erkennst, die zweifelsohne zu dem Zusammenbruch Annas mit beigetragen haben. Wir müssen alle große Nachsicht mit ihr haben und müssen versuchen zu retten, was zu retten ist, d. h. wir wollen helfen, daß sie widerstandsfähiger wird.

Sobald ich freikomme, sorge ich dafür, daß sie auf mindestens ½ Jahr sich einer Nervenkur unterzieht. Du mußt ihr nun gut beibringen, daß sie mir die größte Freude macht, wenn sie nicht weint.

Und ich glaube, daß es Dir gelingen wird, auf der Herreise Anna so weit zu bringen, daß sie sich die redliche Mühe geben wird, tapfer zu sein.

Wir müssen alle drei in der geistigen und seelischen Verfassung sein, daß wir durchaus sachlich verhandeln können, die Zeit bei einem solchen Besuche verfliegt wie der Blitz, da heißt es: jede Sekunde gut nützen, damit Eure lange Reise einen praktischen Zweck erfüllt.

Es wird sich vielleicht ermöglichen lassen, daß ich zuerst ein halbes Stündchen auf Anna einrede und sie aufmuntere. Während dieser Zeit hast Du Gelegenheit, meinen neuen napoleonischen Ziegenbart zu bewundern.

Die andere halbe Stunde müssen wir dann peinlichst auf die Erläuterung der Aufträge verwenden, die ich für Dich habe. Da kann ich mich also nicht mit Anna beschäftigen, hoffentlich nimmt sie das nicht übel. Mußt sie darauf vorbereiten.

Ich nehme an, daß auch Du an mich eine Anzahl Fragen zu richten hast. Frage offen und frei, Du weißt, daß ich Dir gern jede Frage beantworte. Schreibe Dir alle Deine Fragen auf einen Zettel, denn hier bei der Besprechung hast Du keine Zeit zum Ueberlegen . . . .

Wie geht es Eurer Mutter?

Wenn ich aus diesem Käfig hier heraus bin, dann reisen wir mit A. und seiner Frau in Eure Heimat und vergessen für ein paar Wochen alle unsere Sorgen. Wenn M. nicht mit will, dann packen wir ihn in eine Pappschachtel und schleppen ihn so mit. Allzulange werden wir leider nicht bei unseren Freunden in der U. d. S. S. R. bleiben können, da ich mir zur Aufgabe gesetzt habe, mit M. zusammen für die Freilassung der noch eingekerkerten Brüder zu arbeiten.

Brennend gern möchte ich am 3. Mai auch unsern lieben Petja begrüßen, aber es geht leider nicht. Wenn ich Petja hier habe, dann kann ich unmöglich wichtige Sachen mit Dir erledigen, sondern dann will ich mich doch eingehend mit dem kleinen

Mann beschäftigen. Wenn Petja hier ist, dann habe ich keine Zeit für Katja — Anna. So muß ich auf diese Freude verzichten. Du mußt ihm aber immer mein Bild zeigen und ihm sagen: „Das ist Dein Papa", damit der kleine Mann mich ein wenig kennen und lieben lernt . . .

Was sind Eure Logisleute für Menschen? Wieviel Treppen hoch wohnt Ihr? Habt Ihr ein wenig Sonne? Sind Bäume im Hof? Kann Petja von seinem Bettchen aus ein bißchen Himmel und Sterne sehen? Kann Lena nicht auch in Katjas Geschäft angestellt werden?

Du fragst mich, wie Du es mit dem Gelde machen sollst? Auf keinen Fall W. persönlich geben, er nimmt das sehr krumm und ich kann das durchaus verstehen. Nachdem Ihr nun in Berlin wohnt, wird es richtig sein, wenn Du das Geld seiner Frau direkt gibst. Sage ihr, wenn sie reich werden, dann pumpen wir sie an. Vorläufig ist es unsre unbedingte Pflicht, daß wir dem W. alle materiellen Sorgen abzunehmen suchen, damit er mit klarem Kopfe für die Sache der Gefangenen arbeiten kann.

Nur dürft Ihr n i e mit W. über Geldsachen reden, sondern nur mit ihr. Die sechs langen Jahre Kerkerhaft haben den W. auch nervös gemacht. Teile mir nur immer mit, welchen Betrag Du seiner Frau übergeben hast . . .

Ich will Dir auch Aufschluß über meine hiesigen Geldverhältnisse geben. Bis zum Oktober vorigen Jahres bekam ich regelmäßig monatlich M. 20,— von den Freunden in Oelsnitz und außerdem M. 20,— von der „Roten Hilfe".

Seit Oktober wurde aber kein Geld mehr für mich angenommen. Zeitung bekam ich seit Oktober nicht, auch Einkauf von Lebensmitteln habe ich noch nie gehabt, seit ich hier bin. Ich habe immerzu nur trockenes Brot. Seit Februar erhalte ich eine Zeitung.

Nach dem Unglücksfall des kleinen Willy sandte ich das ganze Geld, was ich noch hier hatte (M. 60,—), durch Mutter an Anna. Davon sollten M. 50,— für einen Grabstein sein und die M. 10,— für Blumen. Ich hatte doch den kleinen Willy auch sehr lieb gehabt, er hat mich mit Anna in Breslau besucht und er war so müde von der Reise, daß er gleich zu meinen Füßen sich hinlegte und einschlief. . . . . .

. . . . . .

2. Mai

Du schreibst: „. . . Du darfst mir glauben, der klügste, verständnisvollste Mensch, der es selbst nicht erlebt hat, was die Abkapselung von den Mitmenschen, das Entbehren des Austausches von Meinungen, Stimmungen und Wärme bedeutet — den Mangel an Zärtlichkeit habe ich immer als härteste Strafe empfunden —, der sonst beste Psychologe ist nicht imstande, den Gefangenen in seiner Ungeduld zu verstehen. Leider haben auch die, die es selber erlebt haben, in den seltensten Fällen genügend Gedächtnis, um sich über vage Tatsachen-Erlebnisse hinaus auch ihrer Gefühle in der Haftzeit zu erinnern . . .“

Ich danke Dir für solche Worte, ich freue mich, weil Deine und meine Empfindungswelt sich so eng berühren, hier ist vielleicht auch der Punkt, an dem alle unsere sonstigen Gegensätze in ein Nichts zerfließen.

Nur in einem differieren wir (scheinbar) hier. Ich habe nie und kann nie den Mangel an Zärtlich-

keit als härteste Strafe ansehen. Das Wort „Strafe" (und nicht nur das Wort, sondern erst recht sein Sinn, seine Absicht, seine Auslegung) ist das Schimpflichste, Erbärmlichste, Feigste und Dümmste, was es gibt. Ich habe während meiner Haft nie etwas als „Strafe" empfunden. Und diesen Mangel an Zärtlichkeit, den ich furchtbar empfinde, betrachte ich als die unerhörteste Grausamkeit im „humanen" Strafvollzug. Der Nazarener, in seiner unendlichen Friedfertigkeit — bis auf den Gewaltakt mit den Stricken im Tempel — würde sagen: „Herr vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun!"

Ich aber sage: Erich, vergib ihnen nie, denn die Bande weiß ganz genau, was sie tut! Erich, der Mangel an Zärtlichkeit — geben und nehmen — gehört zu dem Allerbittersten, was uns auferlegt ist, das hast Du empfunden und das empfinde ich. Und — leider, das begreifen die meisten meiner Freunde nicht. Sie sehen in uns die Kämpfer, die „Helden", die „Märtyrer", die Uebermenschen, die gleich nach oder noch vor den Göttern kommen und wehe, wenn unsere Genossen und Freunde Eigenschaften an uns entdecken, die rein menschlich oder menschlich-allzumenschlich sind.

Ich hatte am vergangenen Sonntag ein kleines Erlebnis, ich teile es Dir mit, weil Du es verstehst und mir nachfühlen kannst. Ich würde mich aber

nicht getrauen, etwa anderen Freunden dieses Intermezzo mitzuteilen. Sie würden das als beginnende Gehirnerweichung ansehen oder aber recht üble Witze machen.

Mein Hofgang geschieht, wie Du ja weißt, in vollkommenster Isoliertheit und trostlosester Einsamkeit. Nur die Augen des Wächters verfolgen jeden Schritt, jeden Blick, jede Bewegung, die ich mache. Ein nervenzerfressender Zustand.

Am Sonntag hörte ich ein ängstliches Piepen am Fuße der Mauer, ich suche mit den Augen und sehe einen kleinen Sperling, der zwar längst aus den Windeln heraus war, aber doch noch nicht fliegen konnte. Er mochte es wohl versucht haben und dabei an die hohe Mauer gestoßen sein, denn seine beiden Schwingen waren ein wenig beschädigt. Rechts und links an den Schnabelrändern hatte er noch etwas von dem typischen Gelb, das die Vöglein in Windeln so auszeichnet.

Aber gefiedert und gefedert war er vollkommen, er war auch in der Größe kaum von einem behäbigen Sperlingsvater zu unterscheiden. Doch, wie er schrie, wie er piepte, das war es, was mich packte und was mich immer wieder an die Stelle bannte, wo er hockte. Er reckte den Kopf ganz tapfer in die Höhe, schielte mit seinen winzigen Sehern seitwärts auf mich und ließ in Zwischenräumen ein lautes, durch-

dringendes und langgezogenes Pi—i—i—p ertönen. Dieses Pi—i—i—p galt dem Spatzenvater und der Spatzenmutter, die der kleine Wolkenstürmer an ihre Erzeuger- und Ernährerpflichten mahnte. Hunger hatte er natürlich auch, denn wer weiß, wieviele Stunden er schon in dieser hilflosen Lage war. Ich hätte ihm herzlich gern über die Mauer geholfen, aber dazu hätte ich ihn werfen müssen und da bestand die Gefahr, daß er gegen die Mauer flatterte und zerschmetterte.

Ich nahm den kleinen Burschen in die Hand und streichelte ihn ganz behutsam, und das war für mich das schönste Erlebnis seit langer Zeit — ich konnte ein bißchen Zärtlichkeit an dieses piepsende Lebewesen verschwenden — und fühlte doch auch zugleich, wie nie je zuvor, die vollkommene Hilflosigkeit und Ohnmacht des Gefangenen. Nicht einmal diesem kleinen Kerl konnte ich helfen, und ihm war doch so leicht zu helfen — ohne Gefahr für die Republik —, nur über die Mauer brauchte er. Am liebsten hätte ich ihn mit in die Zelle genommen, ihn dort gepflegt, gehegt und gefüttert. Er hätte mir ein paar frohe Stunden bereitet. Aber das erschien mir grausam. Seine Freiheit konnte ich ihm dadurch nicht geben, nur sie noch mehr beschneiden, und seine Spatzenmutter konnte ich ihm durch alle meine aufgespeicherte Liebe und Zärtlichkeit nicht ersetzen.

Ich setzte ihn dann etwas mehr nach der Mitte des Hofes, damit die herumfliegenden Artgenossen ihn besser finden möchten. Er begann wieder ein unermüdliches Pi—i—i—p, und schon warf ihn ein heftiger Windstoß aus seiner Stellung, aber gleich so derb, daß sich mein Freund dabei nicht weniger als viermal überschlug. Ich war ganz ratlos, meine Hofzeit war abgelaufen, und ich mußte den kleinen Burschen verlassen.

Es war wohl nicht nur das bloße Mitleiden und Mitempfinden, auch nicht nur das Verlangen nach ein wenig Zärtlichkeit, das mich an dieses Lebewesen fesselte und noch lange nachher zu philosophischem Sinnieren antrieb.

Der Spatz gilt als ein frecher, nutzloser Bursche. Er ist kein Sänger vor dem Herrn, sondern ein vorlauter Schreier; auch sein Kleid ist nicht salon- und hoffähig, und doch ist er ein Geschöpf, ein Stück Natur, ein Lebewesen mit dem gleichen Recht auf Dasein und mit dem gleichen Willen zum Leben, wie etwa Nachtigall, Amsel und Lerche.

Daß die Nachtigall ein schöneres Kleid hat und daß sie die Herrscherin in der Welt der Töne ist, das ist nicht ihr eigenes Verdienst, sie zahlt damit nur ihren Obolus, ihren Pflichtteil an die Natur, von der sie alles empfing. Wogegen sich aber alles in mir sträubt — nicht nur seit meiner Gefangenschaft, son-

dern schon immer —, das ist die Tatsache, daß man die gefiederten (und befrackten) Sänger verherrlicht und alles andere als minderwertig nicht gelten lassen will, Nachtigall — Caruso — Duse — alles liegt ihnen zu Füßen, und Spatz — Müller — Frl. Schulze — sind Dreck, Idioten, sind Nullnull, weil die Natur versäumte, ihnen die Gabe des vollendeten Ausdruckes zu schenken . . .

Im Breslauer Kerker besuchten mich im Winter regelmäßig täglich zwei- bis dreimal sechs wunderschöne Tauben, alle Farben vertreten, darunter ein ganz weißes Täubchen. Sie setzten sich in das kleine vergitterte Fenster und pickten dort fromm und brav mit leisem Gurren die Krumen, die ich ihnen gestreut hatte. Ich konnte auch ruhig die Fensterklappe öffnen und frische Krumen zustreuen, ohne daß sie davonflogen. Du wirst verstehen, daß das für mich jedesmal ein kleines Fest war.

Und jedesmal hatte ich das starke, brennende Verlangen, eins von den Tierchen in meine Hand zu nehmen und es ganz zart zu streicheln. Die Erfüllung dieses Verlangens erschien mir stets als eine Stufe besonderer Glückseligkeit. Aber wirklich getraut dazu hab ich mich doch nie. Ich fürchtete immer, meine sechs Freunde möchten dann kopfscheu werden und nicht wiederkommen. So mußte ich mich mit ihrer bloßen Nähe begnügen, ihrem

Gurren, und ich hatte die Freude, daß sie jeden Tag kamen und daß einige sogar auch im Sommer mir die Treue hielten.

Manchmal glaube ich auch, daß es doch eine Möglichkeit geben müsse, damit ich meinen kleinen Petrus zu mir in die Zelle nehmen kann. Aber unsere „humanen" Gefangenhalter haben für unser Zärtlichkeitsbedürfnis kein Verständnis. Und selbst, wenn eine solche Möglichkeit bestünde, ich dürfte nicht einmal Gebrauch davon machen, um Katjas willen; denn, wenn auch ich alle Liebe und Zärtlichkeit an ihn verschwenden würde, seine Mama kann ich ihm nicht ersetzen. Sobald er dann die Mama verlangt und ich sie ihm nicht geben kann, weil sie fern ist und ich doch nicht herauskann aus diesem Käfig, dann wäre unser beider Not entsetzlich.

Ich freue mich, daß er Papa brüllt, wenn er mein Bild schaut, er soll mich doch ein bißchen kennen und lieben lernen. Und ich freue mich, daß auch Du und Zenzl meinem kleinen Mann etwas gut seid.

Daß das Bübchen ausgerechnet am selben Tag, im selben Monat — bloß nicht im selben Jahr — geboren ist wie ich, das ist doch ein Kuriosum — oder ein Symbol!?

5. Mai

... Für meine Person würde ich keinen Menschen, auch Euch nicht, um etwas bitten. Wenn ich an mich dächte, dann brauchte ich keinen Beistand, auch Euren nicht.

Die Dinge liegen aber doch so, daß ich es für meine heiligste Pflicht erachte, meinen Körper so gesund als möglich zu erhalten, und nicht nur den Körper, sondern auch den Geist, damit ich nach meiner Freiwerdung mit gesunden und starken Kräften für die Sache der Unterdrückten wirken kann. Meine Person ist mir n u r das Mittel zum Zweck, der Zweck ist die Sache aller Arbeitenden. Und diese herrliche Sache, dieser große Zweck steht unter allen Umständen stets über meiner Person. Das ist keine Phrase, sondern das habe ich durch die Tat bewiesen. Für mich selbst, für meine Person möchte und würde ich dieses beschissene Erdendasein nicht einen Tag länger leben. Nur weil ich glaube, daß ich mit den Arbeitern zusammen für das Werden einer neuen und freien Menschheit noch einmal werde kämpfen

können, nur deshalb bin ich krampfhaft und fieberhaft bemüht, eine Aenderung meiner jetzigen unhaltbaren Lage zu erreichen, denn wenn ich nur noch eine Zeitlang in meiner jetzigen grausamen Isolierung gelassen werde, dann muß ich zwangläufig wahnsinnig werden. Und daß ich als geistig kranker Mensch dann der Sache der Arbeiter nichts nützen kann, das wird Dir wohl einleuchten.

Ich brauche doch Euer Wirken zur Aenderung meiner Lage nicht deshalb, damit ich etwa besser wie andere Gefangene behandelt werde. Ich will nicht besser wie andere Gefangene behandelt werden, das würde ich ablehnen. Aber ich will um meiner Gesundheit willen auch nicht schlechter wie andere politische Gefangene behandelt werden, eben weil ich meine Gesundheit und klaren Geist für die Sache der Arbeiter einmal brauchen werde. Ich werde tatsächlich schlechter behandelt wie alle übrigen Gefangenen, schon allein durch die furchtbare, nervenzerfressende Isolierung, in der ich gehalten werde. Die Direktion will mir wohl ein paar kriminelle Gefangene zur Gemeinschaft beigeben, aber das mußte ich ablehnen, weil — wie auch Dir bekannt ist — die kriminellen Gefangenen, die mir in B. beigegeben waren, meinen Namen mißbraucht und Dich und Traute bei der Polizei denunziert haben. Ich habe deshalb beim Justizminister beantragt, daß

ich in Gemeinschaft mit linkspolitischen Gefangenen gelegt werde, das hat man bisher jedoch immer abgelehnt. Und doch muß ich darauf bestehen, wenn ich verhindern will, daß meine Nervenkraft nicht vollständig zerrüttet werden soll.

Der Präsident Dr. Humann hat schon vor zwei Jahren in Breslau zu mir gesagt, er gebe zu, daß in Deutschland nicht ein zweiter Gefangener sei, der so isoliert gehalten werde wie ich. Also die Herren wissen sehr gut, daß ich in einer fürchterlicheren und schlechteren Lage bin, als jeder andere Gefangene. Selbst die schwersten Raubmörder werden nicht so grausam abgesondert gehalten als wie ich. Die Herren werden Euch möglicherweise entgegenhalten: Ja, wenn Hoelz sich ruhig verhalten würde, wenn er sich gut führte usw. usw., aber Hoelz treibt Obstruktion usw.

Dann müßt Ihr ihnen jedesmal erwidern: „Die schlechte Führung von Hoelz, die Obstruktionen, die er treibt usw. sind eben doch nur eine Folge der absoluten Isolierung, in der Hoelz dauernd gehalten wird." Ihr müßt ihnen sagen, daß ein Mensch, der dauernd so isoliert ist, daß er mit keinem anderen sprechen kann, daß ein solcher Mensch den Gebrauch der Sprache überhaupt verlernen muß. Und da ich das Sprechen nicht verlernen will, da ich die Sprache später recht notwendig brauche, deshalb

muß ich obstruieren, deshalb muß ich revolutionäre Verse brüllen, damit ich wenigstens die Stimme e i n e s Menschen höre. A l l e anderen Gefangenen haben Gelegenheit, mal ein paar Worte miteinander zu sprechen, und nur ich als einziger unter 500—600 Gefangenen bin isoliert, noch schlimmer wie ein Aussätziger.

22. Mai

Als ich Ihren „Bruder Wurm" das erstemal kennenlernte, habe ich mir die Frage vorgelegt: Welcher Unterschied besteht eigentlich zwischen dem Schriftsteller A. H. und dem sogenannten „gemeinen Verbrecher" Max Hölz? Es ist derselbe Unterschied, der besteht zwischen dem Ingenieur und technischen Zeichner in einem Konstruktionsbüro einerseits und dem Schlosser, Feiler, Dreher, Nieter usf. in einer Werkstatt andrerseits.

Sie — und andere Ihrer Berufskollegen — gebären Ideen, Sie gießen das Erdachte, das Ersehnte, gewünschte Menschheitsideal in herrliche Formen, Sätze, Bücher usf. — und wir, die wir die Zuchthäuser bevölkern, wir erachten es für unsere zwingende und dringende Pflicht, Ihre Ideen, Ihre Wünsche, Ihr Sehnen — die auch u n s e r e Ideen, unsere Wünsche, unser Sehnen sind — wenn wir auch nicht die Gabe des Ausdrucks haben, die die Natur Ihnen verlieh, wir erachten es für unsere Pflicht, die Ideen lebendig zu machen, für sie mit unsern heißen Herzen zu kämpfen.

Wenn Sie publizistisch in meiner Sache plädieren, dann bitte nicht für Amnestie, sondern nur für meine Forderung, vor ein ordentliches Gericht gestellt zu werden. Vor zwei Jahren hätte ich gern gewünscht — mit Rücksicht auf meine Angehörigen und meine zerrüttete Gesundheit —, daß meine Gefangenschaft in Festung umgewandelt würde. Heute würde ich mich mit Händen und Füßen gegen solche Umwandlung widersetzen, ich verlange dasselbe „Strafausmaß", das meinen Antipoden von rechts gewährt wird, nämlich — die Freiheit.

Aus einer Eingabe an den Preußischen Justizminister

Ich habe nach der Verlegung in das hiesige Zuchthaus meine Obstruktion nicht fortgesetzt, weil ich glaubte, die Behörde würde nun endlich die grausame, ungerechtfertigte Isolierung aufheben. In dieser Hoffnung sah ich mich bald bitter getäuscht. Die hier an mir geübte Isolierung übertrifft die frühere um das Vier- und Fünffache.

Schon nach wenigen Tagen mußte ich erfahren, daß der Direktor die drei linkspolitischen Gefangenen, die sich außer mir noch hier befanden, bei Nacht und Nebel abtransportierte, obgleich er vorher mir zusagte, ich dürfe mit diesen Gefangenen in die Hofstunde.

Diese erneute und ungemein verschärfte Isolierung zeigte mir, daß ich hier eine Milderung meiner unhaltbaren Lage nicht erwarten durfte. Ich versuchte nun ein paar Briefe herauszuschmuggeln, in

welchen ich meine Freunde bat, sie möchten durch eine publizistische Kampagne dafür wirken, daß die unerhörte Isolierung von mir genommen werde. Diese Briefe sind abgefangen worden und liegen hier bei den Akten. Ich habe in meiner letzten Eingabe an Sie schon beantragt, daß S i e Einsicht in diese Briefe nehmen möchten. Wegen dieser Briefe und der damit in Zusammenhang stehenden Vorkommnisse bin ich zwei Monate in die Folterkammer (Arrest) geworfen worden, trotz meiner schweren rheumatischen Erkrankung. Ich mußte sogar, infolge einer plötzlich auftretenden rechtsseitigen Ischias, aus der Hofstunde in die Folterkammer getragen werden, da ich nicht einen Schritt gehen konnte. Die Temperatur in der Folterkammer betrug 11 höchstens 12 Grad. Trotz meiner rheumatischen Erkrankung, die schon durch vier Gefängnisärzte festgestellt wurde, verweigerte mir der hiesige Arzt fast sechs Monate lang jede ärztliche Hilfe und Linderung meiner unerträglichen Schmerzen, mit dem stereotypen „Argument": es sei nichts, es sei nur Einbildung, Haftpsychose usw., dabei bemerkte er sehr gut, wie mein ganzer Körper vor Kälte bebte.

Als ich nach meinem ersten Herauskommen aus der Folterkammer mich in der Zelle auf die Pritsche legte, weil ich sehr fror und heftige rheumatische Schmerzen hatte (die Temperatur in der Zelle war

nur 12—13 Grad), rief der Aufseher mir zu, ich dürfe mich n i c h t hinlegen. Ich erwiderte, ich könne mir nicht verbieten lassen, mich hinzulegen, wenn ich heftige Schmerzen habe. Als Vergeltung für diese Aeußerung entzog der Direktor mir auf acht Tage die Hofstunde.

Der betreffende Aufseher und der Rentmeister durften mich mit ungehörigen Ausdrücken beschimpfen. Meine Anzeige gegen die beiden ließ man unter den Tisch fallen.

Der Zellenfußboden hier ist früher gestrichen gewesen, es sind noch heute sichtbare Reste des früheren Farbenanstrichs vorhanden. Ich beantragte nun, daß die Anstalt auf ihre oder auf meine Kosten den Fußboden streiche, damit die zahlreichen Wanzen nicht so bequemen Unterschlupf in den Ritzen und Löchern der Dielen finden möchten und damit die Zelle besser sauber gehalten werden könne, denn Sauberkeit ist bekanntlich auch ein Mittel gegen Ungeziefer. Wenn ich jetzt den ungestrichenen, zerfaserten Fußboden scheuere, so bleibt stets den ganzen Tag die Zelle naß und feucht, weil das Wasser tief in den zerfaserten Fußboden eindringt. Die Feuchtigkeit legt sich in der empfindlichsten Weise auf meinen Rheumatismus. Man verweigert den Fußbodenanstrich sowohl auf Kosten der Anstalt wie auch auf meine Kosten. Die Anstalt habe kein Geld

für das. Aber die Anstalt hatte Geld dafür, daß sie im vorigen Herbst mehrere Wagenladungen der nicht gerade billigen Oberrüben und gelben Rüben (beides ein wichtiges Volksnahrungsmittel) verderben und verfaulen lassen konnte. Die Anstalt ließ diese Rüben so lange im Acker stehen, bis sie buchstäblich faulten und stanken und dann weggeworfen werden mußten. Da ich täglich meine Hofstunde in unmittelbarer Nähe dieser stinkenden Rüben abhalten mußte, so kann ich den Sachverhalt beeiden und auch andere Zeugen namhaft machen. Die Rüben wuchsen in dem Acker im Hofe und waren kaum 1—2 Meter von mir entfernt.

Sie können doch nicht verlangen, daß ich die sowieso unzureichliche und fettarme Kost noch mit den Wanzen teile. In der einen Zelle habe ich in einer einzigen Nacht nicht weniger als 26 Wanzen an der Wand totgequetscht. Ich habe diese Wanzenleichen am nächsten Morgen dem Maschinenmeister und dem Beamten N. N. gezeigt, sowie auch den anderen Beamten. Die Zelle (es war Nr. 121) wurde dann gesäubert und ich in eine andere gelegt. Aber auch in meiner jetzigen Zelle sind Wanzen und ich habe in letzter Zeit mehrere Exemplare den Aufsehern gezeigt. Ich beantrage deshalb, daß aus Gründen besserer Sauberhaltung der Fußboden auf meine Kosten gestrichen wird.

Meine Zelle, meine Schriftsachen usw. werden t ä g l i c h von den Aufsehern durchwühlt, das ist bei keinem anderen der Fall, selbst mein Kot wird täglich von den Beamten durchschnüffelt. Eine solche Durchsuchung wird bei keinem anderen Gefangenen vorgenommen.

Ich habe in den 5 Jahren noch nicht einen einzigen Schritt tun können, ohne stets 1—3 Aufseher an meiner Seite zu haben. Eine solche in ihrer Wirkung zermürbende Bewachung wird faktisch bei keinem anderen Gefangenen geübt.

Den Luftschacht in meiner Zelle hat man einfach vermauern lassen, so daß dadurch die Lüftung in meiner Zelle erheblich beschränkt ist.

Ich bin der einzige unter 500 Gefangenen, dessen Zelle mit m e h r e r e n Schlössern geschlossen ist und wo bei j e d e m Aufschluß und bei j e d e m Einschluß 1—3 Aufseher zugegen sind. Selbst bei den zahlreichen und gefährlichsten Raubmördern hier, sind stets nur ein Schloß und nur e i n Beamter. . . . . .

. . . . . .

19. Juni

Ihren Gandhi-Artikel habe ich mit großer Aufmerksamkeit gelesen. Im Zuchthaus Münster (1921 bis 1922) tauchte mir zum ersten Male der Name dieses Menschen auf. Seit dieser Zeit verfolge ich sein Schicksal und sein Wirken; das, was mich an diesem Manne packt, ist sein unerschütterlicher Glaube an die Gewaltlosigkeit und daß er daraus für sich alle Konsequenzen zieht. Gewiß, einmal muß und wird die Zeit kommen, wo diese Welt durch Liebe geheilt und gesunden wird. Wir Menschen von heute werden es nicht mehr erleben. Aber hätte ich diesen Glauben nicht, diese innere Gewißheit, dann würde ich meinem Leben den Abschluß selbst geben, schon heute. Dann hätte für mich das Dasein keinen Sinn, keinen Zweck, keine Hoffnung mehr. 30 Jahre meines Lebens habe auch ich an die Gewaltlosigkeit geglaubt, und danach gehandelt. Es wäre für mich — auch heute noch — das Allerschönste, was ich mir überhaupt auszudenken vermag, wenn die von Menschenhand geschwungenen Geißeln: Not, Elend, Krieg, Grausamkeit und Verbrechen durch Liebe, nur durch Liebe und ohne jede Gewalt bezwungen wer-

den könnten. Wäre dies möglich, dann wollten wir, die wir heute mit Gewaltanwendung gegen die bürgerliche Ordnung anrennen, gern tausendmal den Kreuzes- oder Kerkertod erleiden, ohne zu bitten: „Herr, laß diesen Kelch vorübergehen." Einmal wird die Menschheit die große, gewaltige, alles umfassende und alles durchdringende Menschenliebe zur Gottheit erheben und alle geschriebenen Gesetze über Bord werfen, so daß nur übrigbleiben das Gesetz der Liebe und das Gesetz der Pflicht. Aber bis dorthin müssen noch viele Wurzeln des Hasses ausgerissen werden, mit Gewalt, wenn sie der Liebe trotzen. Nicht, daß ich glaube, die Liebe könne durch Gewalt erzwungen werden! Nein! Aber ich glaube, daß wir der Liebe die Wege bereiten müssen, daß wir dieser schönsten und herrlichsten Menschenblüte ein Erdreich schaffen müssen, in dem sie wachsen und gedeihen kann, daß wir ihr Sonne schaffen müssen, in deren Licht und Wärme sie sich zur höchsten Pracht entfalten kann.

Im Schauen nach diesem höchsten Gipfel unserer Wünsche finden sich unsere Herzen, treffen sich unsere Blicke, die Ihren, Gandhis, Tagores, des Zimmermannsohns vor 2000 Jahren und unserer, der ungezählten, die wir in den Kerkern verkümmern. Nur die verschlungenen Wege zu diesem fernen Ziel trennen uns.

Sächs. Landes-Bibl.

Dieses Wollen findet in der Person Gandhis, in seinem Wirken, in seinem freiwilligen Leiden Ausdruck. Er legt sich Buße, Fasten auf und will dadurch die Fehler seiner Anhänger sühnen. Sein Beispiel, sein ganzes Leben ist Schwurzeuge für die absolute Gewaltlosigkeit seines Wollens.

Und doch hat gerade sein Wirken hervorragend mit dazu beigetragen, daß Stürme der Gewalt in Indien sich erhoben. Die herrliche Idee Gandhis: die Welt durch Nur-Liebe zu heilen, scheitert an den von Menschen geschaffenen materiellen Daseinsbedingungen. Der vom besten und reinsten Wollen beseelte Mensch, der sich selbst gefunden, dessen Seele den Intellekt und den Körper beherrscht, ist doch nur ein Spielball in den Händen der materiellen Herrscher dieser Erde. Er kann (vielleicht??) für sich ein Leben der Nur-Liebe, der Gewaltlosigkeit, des Sichhingebens an die Gemeinschaft leben. Er kann in diesem Leben eine Befriedigung, ein Sichselbstgenügen finden. Aber die Wurzeln der nicht von Natur geschaffenen Weltübel: Not, Elend, Kriege, Grausamkeit und Verbrechen wird er dadurch nicht beseitigen helfen. Auch Millionen und aber Millionen gewaltlose Menschen sind nicht imstande, durch Nur-Liebe die Weltwunden zu heilen. Von den sechzehn- oder siebzehnhundert Millionen des Erdballs brauchen nur tausend oder nur einer in dem Alleinbesitz

der ungeheuren materiellen und technischen Machtmittel zu verbleiben und er wird damit unendliches Leid über die ganze Menschheit bringen.

Deshalb glaube ich — und das ist in den letzten Jahren meine innerste, unerschütterliche Ueberzeugungen geworden —, daß wir Erkennenden (und dazu gehören Sie und alle anderen, deren Herz und Liebe die gesamte Menschheit umfaßt) mit aller Kraft helfen müssen, alle materiellen Machtmittel unter die Kollektiv-Verfügung aller Werktätigen zu bringen. Daß dieses Ziel nicht erreicht werden kann ohne Anwendung von Gewalt, ist bitter schmerzlich, nicht nur für den, gegen den sich die Gewalt wendet, sondern noch schmerzlicher für uns, die wir die Gewalt in Anwendung bringen; denn wir lieben mit der gleichen Liebe auch die, gegen die wir kämpfen müssen.

Wer die Solidarität aller menschlichen Interessen begriffen, erkannt hat, der muß aus seinem Erkennen auch alle Folgerungen ziehen. Der darf nicht nur lieben, sondern der muß mit ebenso starker Kraft auch hassen. Nicht den Menschen oder die Menschen muß er hassen, sondern das widersinnige, grausame und liebetötende Herrschaftssystem, das die Gewaltigen der Erde errichtet haben, zur Unterdrückung ihrer Mitbrüder. . . . . .

. . . . . .

21. Juli

Du schreibst, daß Du Dich gern und oft in die Briefe von Rosa Luxemburg vertiefst.

Sie sind eine Quelle des Schönen und eine Quelle der Kraft; wenn Du sie zu Deiner liebsten Lektüre erwählst, dann kann ich Dich nur beglückwünschen. 1922 las ich im Zuchthaus Münster auch den bekannten Dortmunder Generalanzeiger, dieses bürgerliche Blatt veröffentlichte wochenlang die gesamten Gefängnisbriefe von Rosa Luxemburg.

Ich wollte schon oft Dich fragen, ob Du nie mit Dr. Sch. über Rosa gesprochen hast. Du hattest doch in den paar Wochen Gelegenheit, ihn kennenzulernen. Allerdings, er mag Frauen im allgemeinen nicht leiden, er ist als ein ausgesprochener Weiberfeind bekannt. Aber dieser bürgerliche Mann hatte eine ungeheure Achtung vor unserer Rosa. Ihm war es doch vergönnt, während ihrer Haftzeit in Breslau täglich mit ihr zu sprechen. Ich habe mit Sch. stundenlang über Rosa debattiert und von ihm

viel erfahren, was mir noch nicht bekannt war und was auch heute der Oeffentlichkeit noch nicht bekannt ist.

Ihr überaus reiches Wissen auf allen Gebieten (Politik, Kunst, Naturwissenschaft und alle anderen Geisteswissenschaften), ihr geradezu fabelhaftes Gedächtnis und ihre unendliche Herzensgüte, die die ganze Menschheit umspannte, haben auf den Bürger Sch. den stärksten Eindruck gemacht. Er hat mir so prächtige und ergreifende Züge von Rosas vorbildlicher Menschlichkeit geschildert, daß ich im Tiefsten gepackt und erschüttert war. Dieser kleine, unscheinbare und kränklich-gebrechliche Körper war beherrscht von einem gigantischen Geist. Das Schönste und Größte an dieser einzigen Frau aber war ihr großes Verstehen, ihre Seele, die ein wunderbarer Spiegel alles Menschenleides war. Wie der leiseste Windhauch die Saiten der Aeolsharfe bewegt und ihr klingende Akkorde entlockt, so bewegte das kleinste Leid auch des allergeringsten Geschöpfes die Seele dieser Frau. Sie hatte eine Seele, die mit allen und allem leidet, die nie ganz froh werden kann, solange noch irgendwo im weiten Weltenrund ein Geschöpf gequält wird.

Ich weiß nicht, ob es je überhaupt einen Menschen gegeben hat, dem ganz klar bewußt war, wie unmeßbar groß, wie glühend brennend und grausam

erschütternd das Leid war, das Rosa um der Menschheit willen trug.

Nur ahnen kannst Du dieses Leid, wenn Du, meine liebe Trautefrau, mit verstehendem Herzen eine Stelle in ihren Briefen liest, die unauslöschbar in meinem Gedächtnis eingebrannt ist.

Ich weiß nicht mehr den genauen Wortlaut der Stelle. Sie sagt dort, daß es auch für sie Stunden gibt, wo sie von so unsagbarem Weh ergriffen ist, daß selbst wenn das Glück in leibhaftiger Gestalt zur Tür herein vor sie hintrete, sie in stummem Weh nichts sagen und sich nicht freuen könnte.

10. August

Liebe Frieda und Martha,
ich frage Euch zwei Huldinnen an, ob Ihr gewillt seid, für die Dauer von 6 Monaten meinen Jungen in Pflege zu nehmen. Diese Bitte richte ich deshalb an Euch, weil Lena in den nächsten Monaten eine Referententour für die „R. Hilfe" unternehmen soll. Daß sie dabei meinen kleinsten Mann nicht mitnehmen kann, das werdet Ihr begreifen. Andrerseits muß aber Katja in Berlin außer ihrer Arbeit im Büro noch alle diejenigen Arbeiten erledigen, die bisher Lena verrichtet hat. Der kleine Petrus wäre also die ganze Zeit ohne Aufsicht und Pflege, das geht natürlich nicht.

Da Louis ganz und Max zum Teil arbeitslos ist, werden wir Euch selbstverständlich die Pflegekosten erstatten, nur müßt Ihr mir mit tausend heiligen Eiden versichern, daß Ihr meinen Jungen nie prügeln werdet. Natürlich wird er Dummheiten machen und oft recht ungezogen sein, denn er ist ein sehr wilder Kerl und in 99 von 100 Fällen versuchen Er-

wachsene stets den Kindern die Dummheiten durch Prügel auszutreiben. Auch ich vertrat bis vor einigen Jahren diesen Standpunkt, ich habe aber seither mich viel mit Erziehungsproblemen beschäftigt und vertrete heute einen ganz entgegengesetzten Standpunkt.

Seid so gut und teilt mir mit, ob es Euch möglich ist, Petrus für 6 Monate zu betreuen. Ihr würdet mir damit eine besondere Freude machen und mir eine große Beruhigung geben, da ich zu Euch zwei Heroinnen Vertrauen habe.

25. August

. . . . . .

. . . Meine Ausdrucksformen sind ärmlich, dieses Empfinden habe ich immer dann, wenn ich einer recht großen Freude (oder großem Leid) Ausdruck leihen möchte. Sicher wird es Tausenden meiner Mitbrüder ähnlich ergehen. Ich glaube nicht, daß unser Proletariat an Gedankenarmut leidet, sondern an einer Unbeholfenheit des Ausdrucks.

Aus Ihrem Briefe spricht das, an was sich gerade der Gefangene in seiner Einsamkeit klammert, das Mensch zum Menschen, das V e r s t e h e n; „du bist mir zwar fern, räumlich fern, und ich kenne dich nicht von Angesicht, aber ich kenne dein Wollen, weil ich das gleiche Ziel habe!"

Dieses Verstehen, dieses Begegnen mit gleichgestimmten, wenn auch fernen Menschen zählt mit zu den wenigen Lichtpunkten in dieser jahrelangen Isolierung.

Die Bücher werden mir erst seit 17. Juli d. J. verweigert. Der Direktor verweigert die Aushän-

digung der Bücher mit der Begründung, daß ich nicht für die Anstalt arbeite. Wenn ich für die Anstalt arbeite, dann soll ich die Bücher — die mir Dr. H. und andere Freunde gespendet haben — ausgehändigt erhalten. Wenn ich aber für die Anstalt arbeite, dann kann ich doch die Bücher überhaupt nicht lesen, weil ich außer der Arbeit für die Anstalt auch noch die sehr umfangreichen schriftlichen Arbeiten in meiner Wiederaufnahmesache erledigen muß.

Für die Anstalt arbeiten, würde also bedeuten, daß ich mich j e d e r Möglichkeit beraube, ein Buch oder eine Zeitung in die Hand zu nehmen. Daß ich dabei und bei meinem Hunger nach geistiger Anregung und Lektüre in kurzer Zeit verrückt werden müßte, das wird Ihnen sicher verständlich sein.

Ausgerechnet jetzt, wo meine Wiederaufnahme in Gang gebracht wird und wo ich mehr als je schriftliche Arbeiten zu erledigen habe, ausgerechnet jetzt will man mich zur Arbeit für die Anstalt zwingen durch Verweigerung der Bücher und andere Zwangsmaßnahmen. Ich soll Strümpfe ketteln, eine Arbeit, die gewöhnlich ganz kleine Mädel im Alter von 8—10 Jahren verrichten. Daß ich mich da weigerte, das werden Sie mir nicht verübeln. Nach den geltenden gesetzlichen Bestimmungen soll dem Gefangenen eine Arbeit zugewiesen werden, die sein spä-

teres Fortkommen (in der Freiheit) ermöglicht. Eine solche Arbeit aber, die mir mein späteres Fortkommen ermöglicht, kann ich beim besten Willen in der Anstalt hier nicht entdecken. Das einzige, was geeignet ist, mir mein späteres Fortkommen zu ermöglichen, resp. zu erleichtern, ist, daß ich durch fleißige Lektüre und schriftliche Arbeiten die Lücken und Löcher meiner ganz mangelhaften Dorfschulbildung auszufüllen suche .....

Im Juni und Juli bin ich mit H. in die Hofstunde gegangen. Sie werden begreifen, daß das für mich (und auch für H.) eine geistige Zerstreuung und Anregung war. Nun hat die Direktion seit 3 Wochen den H. wieder weggenommen. Man will mir wiederum nur kriminelle Gefangene beigeben, was ich ablehnen muß. . . . . .

10. September

. . . . . .

. . . Nur eins verstehe ich nicht, daß ein Schriftsteller von der Bedeutung und dem Format wie Sie, aus dessen Schriften so überzeugend und ergreifend die Liebe zur ganzen Menschheit, zu allen Lebewesen herausklingt und dessen Poesie und Prosa ein so wunderbares Verstehen aller Menschensehnsucht offenbart, daß ein solcher Verkünder der allumfassenden Menschenliebe nicht auch heute seine Stimme erhebt für die vielen in den Kerkern verkommenden Arbeitsbrüder, deren ganzes „Verbrechen" darin besteht, daß sie mit Einsatz ihres Lebens bemüht waren, die Schranken wegzuräumen, die den Aufbau und das Werden einer neuen Menschheit hindern. Ist es darum, weil wir Gewalt anwendeten, die Sie verurteilen? Dann sage ich Ihnen, zugleich im Namen Tausender meiner gefangenen Brüder, Ihr Haß gegen alle Gewalt auf Erden kann niemals größer, niemals stärker sein als unser Haß gegen jegliche Gewalt-

anwendung des Menschen gegen alle Lebewesen. Und unser heißestes Sehnen, unser leiddurchglühter Kampf gilt der Hinwegräumung aller sichtbaren und greifbaren Ursachen, die zur Gewaltanwendung führen.

20. September

Als Lena mir vor mehreren Wochen mitteilte, daß Du leidend bist und dazu auch noch geschäftlich Sorgen hast, habe ich meine Gedanken hin und her gewälzt, ob ich denn nichts für Dich tun könnte. In solchen Stunden wünsche ich dann brennend, frei zu sein. Außerhalb meines verfluchten Käfigs könnte ich doch manches wirken für Dich und andere Genossen, hier aber bin ich zur völligen Ohnmacht verdammt.

Ich habe oft einen grenzenlosen Zorn auf unsere Zeitgenossen, die in rasender „Begeisterung" wie wildgewordene Stiere auf allerlei Rekordbrecher losstürzen und sich an ihrer Extase berauschen, während so viele Brüder und Schwestern auf ihrem Lebenswege leidend zugrunde gehen, denen doch so leicht das kurze Dasein verschönt werden könnte, wenn nur verstehende und mitempfindende Liebe sich helfend verbinden würde.

Meine besten und heißesten Wünsche sende ich Dir für Deine Gesundheit, und jede Nachricht von Dir, daß Du Dich wieder kräftigst, wird mir größte Freude machen.

10. Oktober

Die beiden freundlichst von Ihnen gesandten Bücher und die mir fehlenden Nummern der Zeitschrift habe ich nunmehr erhalten. Was Bücher mir in meiner Abgeschlossenheit bedeuten, das werden Sie sicher ermessen können. Sie und H. sind ja nicht nur gute Schriftsteller, sondern Sie sind nicht minder gute Psychologen. Langjährige Gefangene, die nur auf die Bücherei der Anstalt angewiesen sind, oder die keine innige Zuneigung zu Büchern gewinnen können, gehen unweigerlich geistig zugrunde. Sehr von Bedeutung ist natürlich, wenn ein Gefangener während seiner langen Haft nicht nur rezeptiv, sondern auch kreativ tätig sein kann. Rosa Luxemburg konnte das, auch Liebknecht, Toller, Mühsam, aber nicht alle sind dazu imstande. Die Bücher retten mich (unzweifelhaft) vor geistiger Zermürbung, sie bereiten mir oft auch sehr große Freude, und es gibt doch Stunden, wo ich über den Büchern ganz vergesse, daß ich doch nur ein lebendig Begrabener bin. Dann dauert es eine geraume Weile, bis ich mich

wieder an meine enge Umwelt gewöhne. Um das Sprechen nicht zu verlernen, habe ich es mir zur Regel gemacht, die Bücher langsam und laut zu lesen. Dadurch präge ich mir das Gelesene auch besser ein und kann es zum Teil schon während des Lesens verarbeiten. Und auf diese Weise hörte ich auch in den Jahren meiner absoluten Einsamkeit und vollständigen Abgeschlossenheit wenigstens eine menschliche Stimme. Ganz furchtbar und unsagbar traurig waren die langen, langen Monate, wo mir alle Bücher genommen waren, wo nicht eine Zeile Gedrucktes bei mir sein durfte und ich auch nicht eine Zeile schreiben konnte.

Trotzdem ich körperlich sehr viel und sehr schwer leide, fühle ich doch in mir eine klingende, fast jubelnde Freude, ich fühle das innige, beglückende Verbundensein mit Millionen Herzen, in denen gleiche Sehnsucht glüht und gleiches Wollen lebt.

Aber es kommen auch Stunden, und die sind leider nicht selten, in denen mich ein unsagbares Weh erschüttert. Ein Weh, das ich nicht mit Worten ausdrücken kann. Es sind Stunden, in denen man tränenlos weint und die Brust sich in namenlosem Schmerz zusammenkrampft. Dann ist einem, als fließen Tränen und Blut, als fließe alles Leid der Menschheit und aller Lebewesen in einem einzigen, endlosen Strome zusammen. Man weiß nicht, woher

und wohin und zu welchem Zweck dieser Strom fließt, alles Denken ist wie ausgelöscht. Dann ist es nicht möglich, ein Buch oder eine Feder in die Hand zu nehmen, und es ringt sich kein Laut über die Lippen. Dann stehe ich in stummer, tränenloser Qual zwischen der Enge meines kalten Steinsarges, starre hinauf zu den eisernen Gittern vor der schmalen Oeffnung, die ein Fenster sein soll, und sehe nichts anderes als nur leidende Menschen, die einander peinigen und quälen, die sich hassen und zerfleischen, die sich die paar kurzen Sonnentage ihres Daseins vergällen und verderben. Eine einzige, stumme Frage dringt in solchen Stunden an die Schwelle meines Bewußtseins: „Warum schaffen kluge und verständige Menschen sich so viel Leid?“ . . .

2. November

Vom Verlag der Zeitschrift erhielt ich die Mitteilung, daß mir von dort M. 30,— angewiesen sind, als Honorar für die Veröffentlichung eines Abschnitts aus meiner Niederschrift über die Vorgänge von 1921. Sagen Sie bitte K., daß ich mich über diesen neuen Erfolg seiner Bemühungen in meiner Sache sehr freue und ihm danke. Auch diese kleine Veröffentlichung trägt mit dazu bei, daß das Interesse für meinen Kampf gegen das Fehlurteil wachgerufen und wachgehalten wird.

Der Verlag fragt bei mir an, wohin die M. 30,— überwiesen werden sollen. Ich habe natürlich eine ganze Reihe von Möglichkeiten (und Notwendigkeiten) für die Verwendung dieser für meine Verhältnisse ganz respektablen Summe, um so mehr, da es doch der erste wirkliche Verdienst in den 6 langen Jahren meiner Gefangenschaft ist. Dem ersten Impulse folgend, wollte ich meinem alten Vater eine kleine Geburtstagsfreude damit machen (er feiert am 9. November seinen Geburtstag), denn

meine Eltern haben — obwohl sie nicht meiner politischen Gesinnung sind und meine Handlungen überhaupt nicht verstehen — in den langen Jahren meiner Haft (und auch schon vorher) unerhörte Opfer für mich gebracht, die ich ihnen in diesem Umfange wohl nie werde vergelten können. Ich kann ja vom Zuchthaus aus gar nichts für meine Angehörigen tun. Brennend gern möchte ich von diesen M. 30,— auch etwas für meinen Jungen verwenden, den ich als mein eigen angenommen habe. Für meinen Jungen sorgen jedoch in prachtvoller Weise Katja-Lena und meine Eltern haben auch ein bescheidenes Einkommen, da sie beide noch arbeiten. Wären Katja-Lena oder meine Eltern gänzlich arbeitslos und ohne alle Mittel, dann müßte es jedenfalls meine erste und dringendste Pflicht sein, ihnen die M. 30,— zu übermitteln. Jetzt liegen aber die Dinge so, daß in England Hunderttausende von Bergarbeitern seit über 6 Monaten in schwerster Notlage sind, dort sind Hunderttausende von Familien, die seit 6 Monaten nicht einen Pfennig Einkommen haben und die nur von den Unterstützungen ihrer in- und ausländischen Klassengenossen notdürftig am Leben erhalten werden. Da ist es nun für mich eine ganz besondere Freude, daß ich zu einem geringen Teil die englichen Bergarbeiter in ihrem ungeheuren Kampfe mit unterstützen kann. Deshalb bitte ich Sie, ziehen Sie vom

Verlag die M. 30.— für mich ein und überweisen Sie diesen Betrag sodann an Herrn Sch., „Rote Hilfe". Sch. soll so gut sein und diese Summe derjenigen Stelle übermitteln, die in Berlin für die englischen Bergarbeiter sammelt.

Ich verfolge mit brennendem Interesse den heroischen Kampf der streikenden englischen Bergarbeiter. Dieser Kampf ist bisher beispiellos in der Geschichte der Arbeiterbewegung und ich hoffe, daß die deutschen Arbeiter ihre englischen Brüder mit allen Kräften weiter unterstützen. In den bürgerlichen Zeitungen lese ich, welch ungeheure Opfer die russischen Arbeiter für ihre englischen Klassengenossen aufbringen. Das ist vorbildlich und muß uns zur Nacheiferung anspornen.

. . . . . .

. . . Verlangen Sie a l l e s von mir, nur nicht die Aufgabe meines „Mich-Wehrens" gegen ein Uebermaß an Quälereien und Schikanen. Ich will, muß und werde mich gegen dieses Uebermaß wehren, es geht dabei um mein psychisch-seelisches Sein. Sie als A n w a l t betrachten es als Ihre Hauptaufgabe, in erster Linie dafür zu wirken, daß ich möglichst bald meine Freiheit erhalte.

Ich selbst aber sehe meine Hauptaufgabe darin, nach Möglichkeit mir meine geistige Spannkraft zu erhalten. Mir geht es n i c h t s o s e h r darum, ob ich nun in ein paar Monaten oder Jahren meinen Kerker verlassen kann, sondern weit mehr darum, daß ich diesen Kerker nicht als Kretin verlasse.

Ich sagte, ich will und muß mich wehren, nun gibt es Freunde und Menschen, die dieses „Mich-Wehren" als eine Schwäche, Unbeherrschtheit und noch viel anderes auslegen und bezeichnen. Wenn mein „Mich-Wehren" Schwäche oder Unbeherrschtheit sein soll, dann kann ich nur aus tiefstem Herzen

wünschen, daß recht recht viele Arbeiter und Intellektuelle diese Schwäche und Unbeherrschtheit besitzen, es stünde dann sicher besser um die Sache der Unterdrückten und um die Sache der Menschheit.

Solange ich vor meiner Verhaftung in den Reihen der um ihre Freiheit kämpfenden Arbeiter stand, solange galt der mir eigene Empörerwille gegen Unterdrückung und schreiende Ungerechtigkeiten als meine Stärke. Soll ich nun (und kann man überhaupt) diesen Empörerwillen vom Tage der Einkerkerung an ablegen und beiseiteschieben, etwa so, wie der Schauspieler nach beendeter Rolle seine Ritter-Rüstung ablegt und danach mit ganz derselben Naturtreue einen braven Familienvater, Gelehrten oder Liebhaber mimt. Um das zu können, muß man entweder ein großer Künstler sein oder von Natur aus eine ungewöhnliche Anpassungsfähigkeit besitzen.

Weder das eine noch das andere trifft bei mir zu. Mein Temperament, mein Empörerwille ist kein Automobilmotor, den man einfach abstellt, abdrosselt, wenn er nicht mehr gebraucht wird und den man dann je nach Bedarf wieder ankurbelt.

Wenn superkluge Leute mir den Rat geben, ich müsse mich beherrschen, so ist das nur ein recht bequemer und billiger Rat.

Selbstverständlich müssen alle wir Erdenwürmer uns in tausend Dingen des Lebens beherrschen. Wenn

ich als Gefangener nicht täglich ein ungeheures Maß von Beherrschung und Selbstverleugnung aufbringen würde, dann wäre es ganz undenkbar, eine solche Einkerkerung auch nur ein paar Monate durchzuhalten. Das werden Sie mir wohl glauben müssen.

Es gibt aber bestimmte Grenzen der Beherrschung und des „Sichbeherrschenmüssen", die nicht unbestraft überschritten werden dürfen. Es gibt sowohl Grenzen der physischen als auch der psychischen Tragfähigkeit des Individiums, und es ist nicht unwesentlich, wenn der einzelne die Grenzen seiner körperlichen und seelischen Tragfähigkeit ungefähr kennt.

Ungemein schwieriger ist es schon, die Grenzen der Widerstandskraft und Fähigkeit unserer Mitmenschen festzustellen. Jedenfalls gilt auch hier die These: „Nur wer sich selbst erkannt hat, vermag seine Mitmenschen tiefer zu erforschen."

Nun wohl, ich habe 6 Jahre lang überreichlich Muße gehabt, mich in Selbsterkenntnis zu üben, und Sie, lieber Dr. Apfel, dürfen versichert sein, ich habe auch in dieser Hinsicht die Zeit gut genützt.

Wenn ich heute sage, ich will und darf nicht mein „Mich-Wehren" aufgeben, so ist diese Weigerung nur das natürliche Resultat aus der Summe der an mir selbst gemachten Erfahrungen.

4. Dezember

Nun einen Wunsch. Sieh zu, daß Du einen Genossen findest, bei dem das Einkommen das Auskommen übersteigt, mit diesem zusammen sollst Du ein gutes Werk tun. Hier ist ein Gefangener (kein politischer), der sitzt seit 6 Jahren, hat n o c h n i e ein Weihnachtspaket bekommen, noch nie einen Brief, er hat gar keine Angehörigen und keinen Menschen, der sich um ihn kümmert. Hat 8 Jahre Zuchthaus wegen v e r s u c h t e r Transportgefährdung. Diesem armen Teufel sollt Ihr ein Paket senden, sein Name ist L. M.

Darfst aber D e i n e n Namen nicht als Absender schreiben, er braucht nicht zu wissen, von wem aus das geht. Ich erfahre schon, ob er das Paket bekommen hat. Ihr macht damit einem armen Burschen eine wirklich große Freude, er ist kein Berufsverbrecher. Vielleicht kannst Du seinem Paket noch ein paar Broschüren über Tauben- und Hühnerzucht aus dem Verlage Fennigsstroff beilegen. Der Mann hat ein leidenschaftliches Interesse für Tauben- und Hühnerzucht.

SLUB
Wir führen Wissen.

4. Dezember

Die Grüße von Gen. Max und Anna R. erwidre ich herzlichst. Ich danke ihnen sehr, daß sie meinen Petja so sorgsam betreuen, ich hoffe auch, daß ich bald einmal an sie schreiben kann. Wenn ich aber ins Vogtland komme und merke, daß Max, Anna und Petja bei festgeschlossenen Fenstern schlafen, dann stelle ich die ganze „Villa" auf den Kopf.

Auch im härtesten Winter muß zumindest 2—3 Finger breit im Schlafzimmer ein Fenster offen sein. Erst wenn man im Sarge liegt, darf man sich ganz von der frischen Luft abdrosseln.

Ich hoffe, daß Katja bestimmt während der Weihnachtsfeiertage bis Neujahr bei Petja weilt, damit unser kleiner Mann seiner Mammi nicht entfremdet.

12. Dezember

Es war mir lange nicht vergönnt, an Dich zu schreiben, nun hat sich in der Zwischenzeit so sehr viel angesammelt, daß ich gar nicht weiß, wo zuerst beginnen. Danken muß ich Dir für die Bücher, aber dieser Dank ist kein Ausdruck für das, was ich für Dich empfinde. Ich möchte, d. h. ich will und muß mit Dir reden über Deine Bücher, Dir die Hand drücken. Jede Zeile, die ich schreibe, erscheint mir so fad und so nichtssagend, so ausdruckslos. Ein Brief kann für den Schreibenden eine große Erleichterung werden, wenn er das Empfinden hat, alles was sein Herz und Hirn erfüllt und bewegt, zum Ausdruck gebracht zu haben. Es wäre gut, wenn ich mir solche Erleichterung durch Briefschreiben verschaffen könnte. Das kann ich leider nicht, weil meine schriftliche Ausdrucksfähigkeit unter einer ganz besonders starken Schwerfälligkeit leidet.

Mir graut vor jedem Brief, den ich schreibe, weil ich immer und immer wieder erlebe, daß meine Briefe mehr Unheil als Heil stiften. Das kommt daher, daß

ich mich im Schreiben sehr oft viel derber (schärfer) ausdrücke als im Sprechen. Diese Briefe wirken dann wie eine mit Tränengas gefüllte Bombe. Der gute D. hat kürzlich ein paar solcher Briefe von mir erhalten. Der Erfolg ist, daß ich jetzt noch viel dickere und viel schärfere Bomben von ihm kriege, die mir fast das Wasser aus den Augen treiben.. . .

. . . . . .

26. Dezember

Ich habe eine große Bitte an Euch, lieber Max und Anna! Vielleicht ist Euch schon bekannt, daß Katja reichlich 4/5 ihres Gehalts für die Vorwärtstreibung der Wiederaufnahme meines Prozesses opfert. Katja-Lena haben sogar um meinetwegen in letzter Zeit etwas Schulden machen müssen. Wahrscheinlich ist Katja deshalb auch zu Weihnachten zu Petja nicht gereist, obgleich ich das dringend gefordert habe. Lena-Katja haben schon beide ungeheure Opfer für die polit. Gefangenen gebracht und ich möchte ihnen gern wenigstens eine kleine Freude machen, dabei sollen mir Max und Anna behilflich sein. Weil Katja nicht nach Falkenstein reisen kann, deshalb soll Anna mit Petja auf 8 Tage nach Berlin reisen, aber vorher n i c h t s davon nach Berlin schreiben, sondern ganz überraschend dort ankommen. Während dieser 8 Tage m u ß entweder die Genossin Frieda M. oder Martha K. für Genossen R. mitkochen, das v e r l a n g e ich, bitte zeigt diesen Brief meinen Freunden Louis M. und Max K. Außer-

dem müssen meine Falkensteiner und Oelsnitzer Freunde die Kosten von Annas Reise nach Berlin aufbringen. Ich mache zur Bedingung, daß Anna vorläufig von Katja-Lena kein Geld für Petjas Pflege mehr annimmt, bis ihre Verhältnisse sich wieder etwas gebessert haben, ich habe in dieser Hinsicht schon Maßnahmen eingeleitet.

Bei den letzten Besuchen Lenas hier war ich geradezu entsetzt, wie furchtbar mager die gute Lena geworden ist, sie hetzt sich ab in meiner Sache und sie vernachlässigt ganz und gar ihre Gesundheit, da sie fast nichts ißt.

Ganz glücklich bin ich über die Karte, wo Petja — Ruth — Manfred drauf sind. Diese 3 Strolche sind köstlich anzuschauen, ich möchte die 3 Menschlein gern einmal richtig brüllen und schimpfen hören. Auch Euren Brief vom 22. d. M. an Lena - Katja habe ich hier, es gewährt mir eine große Beruhigung, daß Ihr mit soviel Liebe Euch um Petja sorgt und über seine Gesundheit wacht. Ich umarme und küsse Euch dafür in Liebe und Freundschaft, ich habe den kleinen Petrus ganz furchtbar lieb und ihn als meinen eigenen Sohn angenommen, er soll und muß auch meinen Namen kriegen.

Liebe Anna, wenn dem Petja das Abreiben mit kaltem Wasser nicht bekommt, dann mußt Du so gut sein und das Wasser während der sehr kal-

ten Wintermonate ein wenig anwärmen. Es ist aber wichtig und wertvoll, daß die Abreibungen täglich vorgenommen werden.

Hast Du, lieber Max, jetzt Arbeit oder bist Du noch arbeitslos? Seid Ihr mit Eurer Wohnung zufrieden und wieviel Stock hoch wohnt Ihr?

Die anhängenden Zeilen mußt Du ausschneiden und den einen Teil Paul P. übergeben und den anderen Teil Frau B. Die gute Mutter B. ist eine liebe, brave Frau, an die ich mich stets gern erinnere. Den Paul P. soll der Teufel holen, wenn er das verfluchte Saufen nicht läßt, er versauft seinen ganzen Verstand und die paar Mark noch dazu, die arme Frau wird ihre liebe Not mit diesem Sumpfhuhn haben. Ein Kommunist darf nicht saufen, er schändet damit die ganze Partei. . . . . .

. . . . . .

. . . . . .

. . . Ob Sie, der Sie zu den bekanntesten Friedensförderern in Deutschland zählen, nicht trotzdem mich für einen Gewaltmenschen oder „Verirrten" ansehen, weiß ich nicht, aber große Teile der Ihnen gesellschaftlich und politisch nahestehenden Kreise sehen in uns Kommunisten nur Gewaltanbeter (oder Narren und Phantasten). Wir sind jedoch weder das eine noch das andere, wir glauben vielmehr mit derselben starken Ueberzeugungskraft wie Sie und Ihre Friedensfreunde an die Notwendigkeit und Möglichkeit eines allgemeinen Weltfriedens. Die Möglichkeit, d. h. den Weg zu diesem umfassenden Frieden erblicken Sie und Ihre Freunde in erster Linie in der Abrüstung der Köpfe, damit wollen Sie sagen, daß die Menschen, die Völker (und unter diesen vor allem die führenden Geister) sich zuerst einmal „innerlich", d. h. seelisch-geistig von der überlieferten Anschauung freimachen müssen, daß es Kriege i m m e r geben werde und daß sie zu einem unausrottbaren Bestandteil des Weltgeschehens gehören.

Auch wir Kommunisten glauben an die Notwendigkeit der Abrüstung der Köpfe und wir wirken dafür, dabei wissen wir aber auch nur zu genau (als historische Materialisten, d. h. auf Grund unserer aus der Geschichte vergangener Jahrhunderte und Jahrtausende geschöpften Erfahrungen resp. Erkenntnis), daß mit der Abrüstung der Köpfe zugleich auch eine Abrüstung der Hände vor sich gehen muß. Das eine o h n e das andere ist theoretisch denkbar, jedoch praktisch undurchführbar.

Abrüstung der Hände, darunter verstehe ich die restlose Ueberführung aller materiellen und technischen Machtmittel (Grund und Boden, Produktionsmittel, Verkehrsmittel, sowie Verwaltung und Exekutive) unter die unbedingte Verfügungsgewalt a l l e r Werktätigen, d. h. der Hand- u n d Geistesarbeiter.

Sie, Herr General, gelten in der öffentlichen Meinung als ein guter Republikaner, trotzdem werden Sie loyalerweise zugeben müssen, daß im heutigen Deutschland (genau wie im alten) a l l e materiellen, technischen, administrativen und exekutiven Machtmittel in den Händen einer kleinen, bevorzugten Kaste vereinigt sind. Denken Sie nur an unsere Justiz, Militär, Verwaltung, Schule usw.

Die Köpfe d i e s e r Kaste abzurüsten, müßte zur Voraussetzung haben, daß in diesen Köpfen wenigstens Hirne vorhanden sind, die überhaupt über ein

Rüstzeug verfügen. Offiziere der alten Armee, wie Sie und einige wenige andere, die neben militärischen Fähigkeiten und äußeren Rangabzeichen auch noch über einen gesunden Denkapparat verfügen, erkannten, daß — wie Moltke an einer Stelle sagt — auch ein gewonnener Krieg ein nationales Unglück ist. (Er ist sogar in noch viel größerem Maße ein i n t e r n a t i o n a l e s Unglück.)

Aus diesem Erkennen haben Sie die allein möglichen Konsequenzen gezogen. Sie sind Gegner des Krieges, weil Ihnen der entsetzliche Widersinn der Kriege offenbar geworden ist. Wahrscheinlich haben Sie ganz dieselbe innere Entwicklung, dieselben inneren Kämpfe während des Krieges durchmachen müssen wie wir Arbeiter. Nur sind Sie und Ihre Freunde an einem bestimmten Punkte Ihrer Konsequenzen stehengeblieben. Sie sehen die Hauptursachen zu den gewaltsamen Auseinandersetzungen in der Borniertheit oder der Verirrung der Köpfe, während wir Arbeiter diese Hauptursachen in der wirtschaftlichen Anarchie der kapitalistischen Produktionsverhältnisse erblicken.

Sehr geehrter Herr General, meine heutigen Zeilen an Sie entspringen lediglich dem Bedürfnis, Ihnen zu sagen, wie sehr ich mich mit den Problemen der Gewalt und der Gewaltlosigkeit beschäftige. Ich bemühe mich, diese Fragen intensiv durchzudenken

und sie bis in ihre äußersten Konsequenzen zu erfassen. Es ist nicht möglich, diese Dinge in einem Briefe erschöpfend zu behandeln, aber Sie dürfen versichert sein, daß ich nie in den Illusionen befangen war, die soziale Gerechtigkeit und Befriedung durch Gewaltakte erreichen zu können. Die Gewalt, die ich und meine Arbeitsbrüder anwenden, dient dem Zwecke, den wirklichen und tatsächlichen Gewaltanbetern, den hirn- und herzlosen Parasiten an der Menschheit, den Kriegern aus Sport und Leidenschaft die Waffen und Machtmittel zu entreißen, die sie zum Schaden und Verderb der ganzen Menschheit mißbrauchen. Vielleicht werden Sie sagen, d a s sei eben verkehrt, den Teufel durch Beelzebub austreiben zu wollen. Das ist relativ richtig. Gewiß wird es möglich sein (und auch besser sein) manchen „Teufel" mit geistigen Waffen zu bezwingen und ihn für die Sache der Menschheit zu gewinnen, aber daneben gibt es (leider) auch noch Teufel, die nur durch stärkere Teufel zu bezwingen sind.

Ich bitte Sie herzlichst, folgendes zu besorgen.

Mit mir in die Hofstunde geht ein armer Teufel, der schon seit 7 Jahren im Kerker ist. Wegen versuchter Transportgefährdung. Für die Seelenruhe und für das körperliche Wohl dieses Mannes ist es dringend notwendig, daß er ein paar Vögel erhält. Es halten hier mehrere Gefangene in ihren Zellen solche.

Ich bitte Sie nun, daß Sie ganz genau folgendes veranlassen:

In Ihrem Bekanntenkreise gibt es sicher jemand, der von den gefiederten Sängern etwas versteht, mit ihm suchen Sie eine Spezialhandlung für diese Tiere auf und bestellen dort:

1 Kanarienvogel (Weibchen), helles Gefieder,

1 Stieglitz (Männchen),

aber bitte, bestimmt nur das.

Dazu ein einfaches Vogelbauer. Dies alles soll die Handlung direkt (und sofort) unter Beifügung quittierter Rechnung an Herrn M. senden. Sie dürfen

in der Handlung nicht sagen, daß die Bestellung für einen Gefangenen ist, denn dann geben Ihnen die Leute bestimmt schlechte Tiere. Auf der Adresse braucht durchaus nicht zu stehen: „Strafanstalt“ oder „Strafgefangener“, das ist nirgends Vorschrift. Es genügt vollständig Straße und Hausnummer. So adressiert, kommt die Sendung sicher an. Als Absender darf nur die Handlung angegeben werden, nicht Ihr Name. Sie (und Ihr Mann) dürfen auch in Ihren Briefen nichts von der Sendung erwähnen. Die Kosten buchen Sie bitte in den Ausgaben für mich als „Bücher für Sprachunterricht“.

Der M. wird die Vögel gut pflegen und betreuen, er ist ein leidenschaftlicher Tierfreund. Es ist seine einzige und stärkste Leidenschaft.

Es soll niemand wissen, daß ich ihm die Tiere vermittelt habe. Deshalb beachten Sie bitte genau vorstehendes. Der Anstaltspfarrer ist übrigens ein starker Gegner des Haltens von Vögeln.

Ich danke Ihnen, liebe Frau Apfel, sehr für Ihre Mühe.

. . . . . .

. . . Der deutsche Journalist ist auch dann, wenn er das röteste Mitgliedsbuch der allerrotesten proletarischen Partei vorsichtig in der hintersten Gesäßtasche trägt, zuerst Formalist, zuerst überlegener Aesthetiker, dann Schriftsteller, danach Staatsbürger und mit dem übrigbleibenden winzigen Rest noch ein bißchen Kumpan seines proletarischen Bruders.

Der deutsche Links-Journalist geht begeistert mit uns, es fehlt ihm nicht der hohe geistige Schwung, der die in unserm Unterbewußtsein schlummernden Sehnsuchtsinstinkte ins Bewußtsein trommelt. Er ist bereit, Rufer und Verkünder im Streit zu sein für alle Gepeinigten, Geschlagenen, nach Licht und Schönheit Strebenden.

Aber er geht mit uns nur so weit, als seine bis in die äußersten Spitzen kultivierte Seele sich schaudernd abwendet von all der schreienden Häßlichkeit, die das Gesicht der in Geburtswehen verkrampften Revolte furchtbar entstellt.

Da verläßt er mit Grauen seine in Schmutz und Blut erstarrenden kämpfenden Brüder und sein frommes deutsches Kindergemüt klagt: „Das habe ich nicht gewollt.“ . . . . . .

. . . . . .

... Eins werden Sie mir ohne besondere Versicherung glauben: Wenn ich vor meiner Einkerkerung ein Leben gelebt haben würde, das nur dem Zweck diente, mein persönliches Leben zu leben, dann wollte ich um keinen Preis auch nur einen einzigen Tag die Leiden einer jahrelangen Zuchthaushaft tragen.

Ein so persönlich gelebtes Leben und dazu schließlich noch die Hoffnung, nach einer Freiwerdung aus dem Leben noch soviel als möglich für sich herauszuschlagen, wiegen nie und nimmer die Qualen jahrelanger Kerkerhaft auf. Auch hier gilt die These: „Es bildet und formt nicht das den Menschen, was er erlebt, sondern wie er das empfindet, was er erlebt."

Genau so wie es Menschen gab, die vier Jahre hindurch in der vordersten Kampflinie alle Scheußlichkeiten und alles Furchtbare des Völkergemetzels miterlebten und die dennoch nicht erkannten den

ungeheuren Wahnsinn und Widersinn dieses Mordens, die noch heute den Kampf: Volk gegen Volk als etwas Notwendiges und Unausrottbares preisen, so kann es wohl auch Menschen geben, die ein Menschenalter im Kerker vegetieren, und die dennoch nichts gelernt und nichts vergessen.

Das was mich bisher immer aufrecht gehalten hat, auch in den trübsten und schwersten Stunden meiner Kerkerzeit, war das Bewußtsein, daß ich nur ein Tropfen in dem ungeheuren Menschenmeer bin, und daß ich als solcher nicht das Recht habe, ein Nur-für-mich-Leben zu führen, sondern daß es unsere natürliche Bestimmung ist, als ein Teilchen des Ganzen für das Ganze zu wirken.

Als ich vor Jahren im Kerker eine schwere Krise durchmachen mußte, als Körper und Seele sich aufbäumten gegen die ihnen aufgebürdete Last, als alle Werke der alten und der neuen Philosophen und auch die meiner marxistischen Meister mir die Frage nach dem tiefsten Sinn des Daseins (und Da-Leidens) nicht befriedigend zu beantworten vermochten, versuchte ich mein tiefstes persönliches Wollen in eine schriftliche Formel zu bringen. Es ist nichts Besseres herausgekommen dabei als dies: „Das menschliche Leben ist eine Summe von Mühe und Leid, untermischt mit ein paar Sonnenstrahlen, die zu immer neuen Hoffnungen auf Glück und Freuden

locken. Dieses Dasein ist aber nur dann lebenswert und im höheren Sinne schön zu nennen, wenn der einzelne sich lebend auflöst in dem All, und sein Glück und seine Freude nur in dem Glücke und den Freuden der höchstmöglichen Anzahl seiner Mitmenschen findet."

Unter dem „sich lebend auflöst in dem All" verstehe ich eben das Sich-nur-als-ein-Teil-des-Ganzen-Fühlen und alles Wollen und Handeln nur darauf einstellen, wie es am besten der ganzen Menschheit nützt.

Aber es schwebt eine unendliche Tragik über allem aktivistisch-altruistischen Handeln. Jedes Bauen, jedes Neuschaffen, jedes Werden, jedes Blühen in Natur und Menschenwelt bedingt zugleich ein Vernichten, Zerstören, Beschädigen, Verletzen und Wehtun des Alten, des Früheren, des Morschen, des Unzulänglichen und des Vergehenden.

Der Bau eines Hauses, nicht weniger als die Geburt eines Menschen, ist nicht nur Aufbau, sondern zugleich auch Zerstörung. Die Balken und Pfosten, die das Gefüge des Hauses stützen, bedingten die Vernichtung des Baumriesen des Waldes. Dies wiederum aber bedeutete Zerstören der Lebens- und Fortpflanzungsmöglichkeiten (Nest, Nahrung, Spiel) von Hunderten gefiederten Sängern und zahlloser anderer Lebewesen.

Und so ist auch das Werden einer neuen Menschheit (des einzelnen sowohl als auch einer neuen Menschheitsform) unweigerlich verknüpft mit schmerzlichem Wehtun des Alten, der Materie, des Leibes, aus dem das Neue wächst.

Das einzig Tröstliche in all dieser Tragik kann nur die Gewißheit sein, daß wir bestrebt sind, m e h r aufzubauen als zu zerstören. . . . . .

. . . . . .

9. März

. . . . . .

. . . Mit fieberndem Interesse verfolge ich den heroischen Freiheitskampf des erwachenden China. Jeder kleinste Erfolg der werktätigen Massen Südchinas, die Stück um Stück der imperialistischen Ketten zerbrechen, ruft freudigen Widerhall hervor in meiner Brust. Wie klein und nichtig sind meine eigenen Sorgen und Zuchthausqualen gegenüber den ungeheuren Leiden der Unterdrückten Chinas.

Dieser Riesenleib des Vierhundert - Millionen-Volkes geht schwanger mit einer neuen Menschheitsepoche, und umsonst versuchen die weltmachthungrigen Hyänen der christlichsten und kultiviertesten Länder des Westens die keimende und reifende Frucht eines anbrechenden Völkerfrühlings zu zerstören.

Gewiß wird es noch viele Rückschläge geben und die bisherigen Weltbeherrscher werden ihre Positionen mit Zähnen und Klauen festzuhalten suchen, aber sowenig als sie das Kreisen der Gestirne

verhindern können, sowenig vermögen sie das Kommen der Menschenbefreiung zu unterbinden.

Und selbst wenn ich mein Leben im Kerker beschließen soll, darf ich fest überzeugt sein, daß mein Opfer ebensowenig wie die Opfer unzähliger anderer nutzlos war. Die Geschichte aller Jahrhunderte und Jahrtausende beweist, daß jeder Fortschritt, jede neue Idee aus den Leiden ihrer Träger neue und stärkere Kräfte für ihre endliche Durchsetzung und Verwirklichung zog.

DER GEFANGENE MAX HOELZ

Von

Egon Erwin Kisch

SLUB
Wir führen Wissen.

Grausamer als Handfesseln und Fußfesseln ist die geistige Drosselung, Erdrosselung: dem Sträfling Empfang und Absendung von Briefen zu kontingentieren, derart einzuschränken, daß dies einem Schreibeverbot gleichkommt.

Gerade derjenige Gefangene, der ein soziales Element darstellt, der seine Familie liebt, Freunde besitzt, Liebe fühlt, Interesse an der Welt hat, mitteilungsbedürftig und anteilnehmend ist, wird durch diese barbarische Maßregel (die es in Rußland selbst im strengsten Kerker nicht gibt), getroffen und gebrochen. Dem Gefangenen, dem die Möglichkeit des Sprechens fast genommen ist, nimmt das Zuchthaus auch fast die Möglichkeit des Schreibens.

Das Zuchthaus nimmt dem so seltenen Briefe den Charakter eines Briefes und gibt ihm den Charakter eines Aufschreis.

Was in der Zelle geschrieben wird, um in die unerreichbar, unendlich entlegene Welt zu gehen, ist niemals belanglos, entscheidend wichtig ist es für den Absender, entscheidend wichtig sollte es auch

für den Empfänger sein — wer es auch immer sei, ob Adressat oder zufälliger Finder.

Die Pariser Strumpfwirkersgattin, Madame Legros, der ein Zufallswind den gekritzelten Seufzer eines Bastillensträflings vor die Füße weht, ist nun verpflichtet und ruft zur großen Revolution auf. Das ist mehr als eines Dichters Einfall, das ist die strikte Formulierung: wir haben zur Rettung zu eilen, wenn ein Hilferuf unser Ohr trifft, wir haben zu handeln, wenn andere Unrecht leiden.

*

Nicht auszudenken, von keiner Phantasie auszumalen, ist das Wort „l e b e n s l ä n g l i c h", dieser ausdrücklich verhängte Tod durch das Zuchthaus. Ist auch manchem Gefangenen das Wort und der Begriff unvorstellbar, winkt auch manchem der Hoffnungsschimmer durchs Gitter, er werde nicht für seine Ewigkeit, nein, nicht für seine Ewigkeit hier in diesem Loch stecken, er werde hinaus g e h e n und nicht hinausgetragen werden, so ist doch die Ungewißheit, ob es ein ganzes Jahr oder fünfzehn ganze Jahre dauern wird, unendlich qualvoller als eine vorher bestimmte, noch so lange Kerkerzeit, oft qualvoller als die Ankündigung seiner morgigen Hinrichtung.

Angesichts der Unendlichkeit der Jahre ist der geistige, der seelische Selbstmord unausbleiblich.

In allen Zuchthäusern Europas sieht man sie schleichen, die Toten. Die Fünfzigjährigen, die noch zehn Jahre zu büßen haben, die Zwanzigjährigen, die gleichfalls hier ihr Ende abzuwarten haben. In ihren Augen ist nichts mehr von dem Unwillen, von der Neugier, von der Pein, mit der jeder andere Sträfling den Besucher mustert. Sie, die Entseelten, wenden ihm keinen Blick zu.

Sie rütteln nicht mehr an den Gitterstäben, sie versuchen nicht mehr mit den Nägeln die Wände niederzureißen, sie haben es aufgegeben, ihre Wärter durch Widerstand besiegen zu wollen.

Aber die, die sich noch wehren gegen den geistigen und seelischen Tod! Je jugendlicher, je tätiger, je beweglicher, je liebesfähiger man ist, je weniger Abgestumpftheit und je mehr Selbstachtung man besitzt — desto fürchterlicher die kalte Gesellschaft der vier Mauern, desto zerreißender die Isolierung, desto angespannter der (vergebliche) Widerstand gegen jenen Selbstmord durch Verblödung und Lethargie.

*

Noch wehrt sich Max Hoelz mit verzweifelter Energie.

*

Ueber den Fall Max Hoelz sei hier nur in wenigen Worten gesprochen. Die arbeitende und arme

Bevölkerung des Vogtlandes, wo er an der Spitze des Erwerbslosenrates von Falkenstein stand, als 1919 die Bewegung ausbrach, hat nicht vergessen, was er für sie getan, sein Name wird dort verehrt, von dort kommen die meisten Briefe an ihn, alle wollen seinen Rat.

Als Hoelz auf Grund des Steckbriefes jenseits der Grenze verhaftet wurde, lehnte es die tschechoslowakische Regierung ab, ihn, den mit staatspropagandistischen Lügen als „Räuberhauptmann und Mordbrenner" Gebrandmarkten, an Deutschland auszuliefern, ihm damit Lauterkeit der Gesinnung und politischen Charakter seiner Taten attestierend.

Der Mitteldeutsche Aufstand von 1921, spontan entstanden durch Einstellung einer als Provokation wirkenden Werkpolizei mit Schußwaffen und Minenwerfern, war, wie das Gericht zugibt, ein „kriegsmäßiger Kampf", eine „Kriegführung". Die Sipo hat auch außerhalb der Gefechte ohne Schonung gewütet, während es hier von seiten der Arbeiter (bis auf einen Todesfall) zu keinem Blutvergießen gekommen war, nicht zuletzt durch die Energie des erst nach Ausbruch dieser Bewegung eingetroffenen Max Hoelz, was selbst die Gegenseite bestätigte, zum Beispiel der als Belastungszeuge geführte Pfarrer Schmidt.

Einige Zeit nach Niederschlagung des Aufstandes wurde Hoelz in Berlin durch bezahlten Verrat

verhaftet. Ihn „auf der Flucht“ zu erschießen, ging nicht mehr an, und so begann ein Verfahren, das ergab, daß gegen den mit hoher Auslobung langgesuchten und unausgesetzt, noch anläßlich der Festnahme offiziell als Räuber bezeichneten Hoelz nichts vorlag, als rein politische Delikte. Es war nun Sache des Prestiges, ihn unbedingt mit jener einzigen Bluttat in Zusammenhang zu bringen. Wie aber war das zu tun? Auf welche Weise sollten die Behörden ihre Blamage verdecken und aus Hoelz einen kriminellen Verbrecher machen? Der Weg ward gefunden, freilich ein Weg, den die Kriminalgeschichte bisher noch nicht kannte.

Im öffentlichen Wettbewerb, vermittels eines Inserats suchte das Berliner Polizeipräsidium gegen Belohnung von 50 000 Mark (das war am 16. April 1921 noch viel Geld) Zeugen in der Sache eines bereits verhafteten Täters, und zwar, wie sie ausdrücklich erklärte, nur belastende Zeugen oder noch präziser: „Aussagen, die zur Verurteilung des Max Hoelz führen“. Eine bedingte Honorierung also, eine Bezahlung für den Fall des Gelingens, etwas, was bei Aerzten oder Rechtsanwälten „Erfolgshonorar“ heißt und mit Verbot der Berufsausübung bestraft wird. Nun fand sich ein Zeuge, der wunschgemäß aussagte, Max Hoelz habe den Gutsbesitzer Heß in Roitzschgen erschossen.

Am 22. Juni 1921 verurteilte das Außerordentliche Gericht beim Berliner Landgericht I Max Hoelz zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe und lebenslänglicher Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte.

Freilich hatte der Angeklagte den Sondergerichtshof verhöhnt, so daß man das in Ausmaß und Begründung wutschnaubende Urteil als Ausfluß privater Rache begreiflich finden kann.

Die Presse war zum Prozeß erschienen, vorbereitet auf ein Monstrum, auf einen geldgierigen Meuchelmörder, und mußte von Stunde zu Stunde mehr erkennen, einem geistigen Menschen von ungewöhnlicher Reinheit der Absichten gegenüberzustehen.

*

Seit jenem Tag ist der Verurteilte im Zuchthaus. Während die Rechtsputschisten auf Reichstagsstühlen, wenn nicht gar in Ministerfauteuils sitzen, während niemand von ihnen in Haft ist, sitzt Max Hoelz Jahr um Jahr in der Zelle.

Die Amnestien wurden auf Hoelz nicht angewendet, denn das Ausnahmegericht hatte ihn ja als g e m e i n e n V e r b r e c h e r befunden.

Der Kronzeuge, ein ehemaliger Reichswehrsoldat, den das Gericht mit Aplomb als einen über jeden Zweifel erhabenen, granithart glaubhaften Ehrenmann hingestellt hatte, widerrief später seine

Aussage Wort für Wort und hielt diesen Widerruf vor den Mitgliedern des Amnestie-Ausschusses aufrecht, denen er bewies, daß und warum er damals gelogen.

Der wahre Täter meldete sich, ein Kali-Bergmann namens Friehe, dem es seit Jahren keine Ruhe gelassen, einen anderen für sich leiden zu wissen. Aber alle Freunde, an die sich Friehe gewandt, hatten ihm geraten, er möge stillschweigen, da er sich wohl ins Unglück stürzen, Hoelz jedoch nicht retten könne. Schließlich kam er nach Berlin, um seine Schuld zu bekennen, an der, wie er glaubte, seine erste Frau gestorben war. Der einfache Bergarbeiter erzählte den tragischen Vorfall seines Lebens mit Naivität und soviel Details, daß bei den mißtrauischsten Reichstagsabgeordneten und Justizbeamten des Amnestie-Ausschusses im Nu jeder Zweifel an der Wahrheit seiner Darstellung schwand.

Obschon die Behörden sonst mit einem Aufgebot von kriminalistischen Neuerungen (deren Apparatur füllte vor kurzem alle Riesenhallen des Witzlebener Messegeländes) jeden eines Mordes auch nur entfernt Verdächtigen aufzuspüren und zu fassen suchen, hatte die Selbstbeschuldigung des Bergmanns Erich Friehe acht Monate lang nicht einmal zur Folge, daß Polizei oder Gericht ihn vernommen hätten. Nur seine Nachbarschaft wurde von Spitzeln überlaufen,

die gern etwas Nachteiliges über ihn erfahren möchten, damit man seine Verhaftung unterlassen könne mit der abfälligen Begründung, er sei ein „übelbeleumundetes Individuum" oder so etwas, und d e s h a l b (!) seiner Selbstbeschuldigung, er habe ein Verbrechen begangen, kein Glauben beizumessen.

Daran, daß ausgerechnet Max Hoelz den Totschlag auf Gut Roitzschgen verursacht und verübt habe, hat schon bei der Verhandlung, bei der er dafür zum lebenslänglichen Tode verurteilt wurde, nicht einmal der Staatsanwalt geglaubt, als er von einem „dunklen und zweifelhaften Fall" sprechen mußte.

Die Justiz, die auch sonst nicht leicht als Uebersetzung des Wortes Gerechtigkeit erkannt werden kann, gebärdet sich im Fall Hoelz waghalsig. Oh, über das Raffinement der Mittel und Mittelchen zur Vereitelung des Wiederaufnahmeverfahrens!

Eine der Grotesken sei erwähnt: Als auch die Oeffentlichkeit zu erfahren begann, daß die Beschuldigung, Hoelz habe den Gutsbesitzer Heß erschlagen, vollkommen unhaltbar sei, gab das Reichsjustizministerium eine Erklärung an die Presse heraus: die eventuelle A u f k l ä r u n g des Falles Heß würde nicht ausreichen, um Hoelz aus dem Z u c h t h a u s zu entlassen, da er auch wegen anderer Delikte verurteilt worden sei.

Dieser offiziöse Versuch, einen Wiederaufnahmeantrag im vorhinein in der Oeffentlichkeit zu diskreditieren, diese dem Verfahren voraneilende Kundgebung einer ablehnenden Stellungnahme von seiten der höchsten Rechtsbehörde ist schon an sich mehr als wunderlich. Toll aber wird die Sache, wenn man weiß, wie sich die ganze Voruntersuchung und der ganze Prozeß um die Erschießung des Gutsherrn von Roitzschgen drehte, für die der Staatsanwalt die Todesstrafe gegen Hoelz beantragte wegen „heimtückischen Meuchelmordes", wenn man weiß, wie das ganze Urteil seitenweise kaum von etwas anderem spricht, als von diesem Vorfall, dessen „eventuelle Aufklärung" plötzlich, als sich alles aufzuklären droht, die Justizbehörde als unwichtig dekretiert. Wozu suchte man denn damals so kostspielige Belastungszeugen? Um zu erfahren, daß im langen Verlauf der großen Mitteldeutschen Aufstandsbewegung, deren Führer Max Hoelz war, Sprengstoffdelikte und Brandstiftung vorgekommen sind? Wenn nur das übrigbleibt, so würde das sehr wohl „ausreichen, um Hoelz aus dem Zuchthaus zu entlassen", da es — übrigens unter die Amnestie-Erlasse fallende — politische Delikte sind, für die man auf Festung kommt, wenn man nicht bei Begehung dieser Taten einer rechtsgerichteten Organisation angehört, also überhaupt unbehelligt bleibt.

Fallen der Totschlag an Heß und die politischen, also unter die letzten Amnestien zu subsummierenden Delikte weg, so bleibt nur ein Punkt der Verurteilung: Während der Straßenszenen in Eisleben wurde ein im Hotelfenster stehender Reisender namens Hildebrand durch einen aus der Menschenmenge gefallenen Schuß leicht am Arm verletzt, und ein Zeuge gab an, daß Hoelz den Schuß abgegeben habe, weshalb man ihn auch wegen Totschlagversuches verurteilte. Hoelz, für alle seine Taten mehr als mutig einstehend, stellte in diesem Falle seine Beteiligung in Abrede, und nicht der Schatten eines Beweises fiel auf ihn. Uebrigens war's ja wirklich nur eine Bagatelle . . . Plötzlich aber soll diese Bagatelle „ausreichen", um Hoelz, der sechs Jahre lang in den zermürbenden Einzelzellen der deutschen Zuchthäuser sitzt, auch weiterhin darin sitzen und martern zu lassen, lebenslänglich, lebenslänglich!

*

Max Hoelz saß in Moabit, saß im Zuchthaus Münster, saß im Zuchthaus Breslau und sitzt nun im Zuchthaus Groß-Strehlitz, Oberschlesien. Was er, der wegen eines nicht begangenen Totschlags Verurteilte, was er, der politische Delinquent, den man zum Kriminellen stempelte, was er in dieser Kollektion von Zuchthäusern einer Republik erlitten hat, steht nur zum Teil in seinen Briefen. Aber es genügt.

Die Kerkerliteratur vergangener Zeiten beschreibt keine entsetzlicheren Folterqualen, als diese aus der Zeit um 1927. Sylvio Pellico, dessen „Prigioni" vor hundert Jahren eine Welt wachrüttelten, hat in den Kasematten des Spielbergs nichts Aergeres erfahren; Dostojewskijs „Totenhaus" ist ein Idyll gegen die Totenhäuser, aus denen die Schreie von Max Hoelz zu uns drangen; von der „Epistola" (de profundis) bleibt, wenn wir Hoelz' Schilderungen lesen, allein der innere Zustand Oscar Wildes in Reading Goal bemitleidenswert. Nur die Zarentürme, Peter-Pauls-Festung und Schlüsselburg hatten, wie wir aus Aschenbrenners, Schapowalows und besonders Wera Figners Memoiren wissen, ein adäquates Leid zu vergeben.

Was Hoelz über Deutschlands Kerker nach dem Kriege sagt, deckt sich mit den Berichten Carl Haus, die diesem nach erfolgter Freilassung einen Haftbefehl — Ursache seiner Flucht ins Ausland und vielleicht seines Todes — eintrugen.

Hoelz ist kein Doktor wie Hau, er ist auch kein Meuchelmörder wie andere Lebenslängliche, er ist kein Kriecher, sondern er ist das Schlimmste, was man in der angeblich aus einer Revolution hervorgegangenen Republik sein kann: ein Revolutionär.

Man mauerte den Schacht zu, der seiner Zelle Licht gab, man ließ Tag und Nacht oberhalb seiner

Pritsche die Lampe brennen, stellte Doppelposten vor seine Tür, die ununterbrochen durch den „Judas" lugten, schikanierte ihn mit Schreibeverbot, Einschränkung von Besuchserlaubnis, gab ihm in Breslau ein besonders übles Individuum (einen wegen Diebstahls, Unterschlagungen, Betrug, Urkundenfälschung und Sittlichkeitsdelikten vorbestraften Rittergutsbesitzer von stramm rechtsgerichteter Gesinnung) zum Hofspaziergang mit (dieser Gesellschafter ist der einzige Mensch, mit dem der Sträfling sprechen darf), man verweigerte ihm, dem Schwererkrankten, die Aerzte und monatelang den seine Leiden lindernden Schwitzkasten, man führte ihn, obwohl er gegen diese Entwürdigung protestierte, neugierigen Sipo-Offizieren als Wundertier vor, man warf ihn in den „Arrest", die Dunkelkammer. Um das Recht jedes Sträflings, auf eigene Kosten eine Zubuße von etwas Gemüse und Obst zu beziehen, mußte er, früher Vegetarier, der nach Fleischkost von Beschwerden befallen wird und durch Harnsäureversetzung an Gichtknoten leidet, lange Zeit ringen.

*

Ja, aber — ein Sträfling, gegen den man zu solchen Maßregeln greift, muß doch ein besonders rohes Individuum sein?

Max Hoelz' Haltung ist durch seine politische Einstellung bedingt. Wie er darauf besteht, es um

kein Jota besser zu haben als seine Mitgefangenen, wie er es ablehnen muß, durch Annahme eines Aemtchens in der Anstaltskanzlei, einer Bibliothekarstellung oder dergleichen die Institution des Zuchthauses irgendwie zu bejahen, so muß er auch prinzipiell darauf bestehen, daß, innerhalb des großen, an ihm begangenen Unrechts, kein kleines Unrecht gegen ihn verübt werde. Die präzise Anwendung der Zuchthausparagraphen hat er von Anfang an mit der gleichen Beharrlichkeit gegen sich wie für sich gefordert, mit allen Mitteln der aktiven Resistenz. (In Münster lehnte er zum Beispiel die Raucherlaubnis ab, weil sie den anderen Gefangenen versagt war.) Die besonders herabsetzend gemeinte Kommandierung zum Strümpfeketteln (eine Tätigkeit für kleine Mädchen) hat er mit dem Hinweis abgelehnt, in Sachen des Wiederaufnahmeverfahrens ununterbrochen tätig zu sein, wozu er paragraphenmäßig berechtigt ist. Aus dieser Haltung, die er geradezu mit der Konsequenz eines Kritizisten schriftlich formuliert, erwachsen seine erbitterten Konflikte mit den Organen des Strafvollzugs.

Allein um das Exemplarische seines Standpunktes ist es ihm zu tun. Es ist keineswegs von unzugänglicher Wesensart: aus seinen Briefen spricht der aufmerksame, zärtliche Angehörige, der opferfreudige, besorgte Freund. Und kein gütigerer, mit-

fühlenderer Mitgefangener läßt sich denken, als es Max Hoelz ist. Jedes Unwohlsein seines Pflegekindes Petja, jeder Geburtstag seiner Mutter, jeder zerbrochene Pfeifenkopf seines Vaters, jede Sehnsucht eines Zellennachbars oder die Notlage eines ehemaligen Arbeitskollegen veranlassen Hoelz, in den Text der ihm so selten gewährten Briefe eine ganze Reihe von Sonderbriefen einzuschachteln, die vom Adressaten abzuschreiben und weiterzuleiten sind an den, der helfen könnte, oder an den, der einen kennt, der helfen könnte.

Dieses Schneeballsystem — „bitte, schneide diese Stelle meines Briefes aus und sende sie an X."; „schreibe diese Stelle ab und schicke sie sofort dem Y." — ist Kennzeichen aller seiner Briefe, auch der politischen und juristischen, sowie jener, in denen er Vorwürfe macht. Der sich so äußernde Wunsch nach intensiver Fühlungnahme mit der Welt beweist Max Hoelz als durchaus sozial empfindenden Menschen und müßte jeden vor dem einzigen endlosen Strafausmaß bewahren.

*

In dem Urteil, das der Ausnahmegerichtshof fällte, begnügte er sich nicht damit, dem Angeklagten die Freiheit und die bürgerlichen Ehrenrechte für immer abzusprechen, sondern sprach ihm auch — da hast du's, „unverschämter Lümmel"! — die gei-

stigen Fähigkeiten ab, freilich nur insoweit, als es nicht zur Zuerkennung mildernder Umstände verpflichtet hätte.

Es war ja kein Universitätsprofessor, der da vor Gericht stand, es war ein Arbeiter, ein Proletarier, also konnte dieses wegwerfende Urteil nur besagen, der Angeklagte besitze für einen Proletarier keine überragende Intelligenz.

*

In den Briefen von Max Hölz ist keine syntaktische Wendung, kein Satzzeichen und kein I-Pünktchen zu ändern. Man vergleiche seine Briefe mit dem Deutsch von jenen Bürokraten, deren mangelnde Bildung nicht durch Not und Arbeit verursacht ist.

Unter welch schweren Umständen sind die meisten der Briefe geschrieben! Jahrelang durfte er nur in der Kanzlei schreiben, in die man ihn zu diesem Zwecke hinabgeleitete, und wo er in Gegenwart von mindestens vier Leuten nachdenken sollte, was er von seinen Mitteilungen auf das eine, ihm bewilligte Blatt bringen könne.

*

Mit Beklemmung und mit — Bewunderung sieht man in seine Zelle, die in Münster genau so war wie in Breslau. Lebenslänglich gemeint ist dieses schmale Prisma, das als Schlafstätte dient, als Arbeitsraum

und Krankenzimmer und Klosett, lebenslänglich gemeint. Durchs entlegen hoch angebrachte, eisern quadratierte Fensterchen kann man einen Fetzen qualmenden Himmels und ein Stück des Gefängnisfriedhofs erwischen. Gegenüber die als einzige mit einem Stahlrahmen gesicherte Eisentür führt, auch wenn sie geöffnet wird, in keine Freiheit — nur auf die schmale eiserne Galerie, die an zweihundert, dreihundert ebensolcher Eisentüren entlangläuft, bis nahe an den isolierten Turm in der Mitte des Sterns von Zellengängen, wo ein Wächter Tag und Nacht beobachtet, ob keine unvorschriftsmäßige Gebärde gemacht wird, kein Ton sich erhebt.

Die Zelle von Max Hoelz ist wie alle anderen Zellen. Aber Energie hat die neun Quadratmeter zu einer Welt umgestaltet.

Unter dem Fenster — Fenster! welch Euphemismus für diese vergitterte Luke! — lehnt der Schwitzkasten, als Deckel ein Schachbrett aus Wachsleinwand, in das eine Oeffnung für den Kopf des Patienten eingeschnitten ist. Um die Ausfolgung dieses ihm gehörigen, harmlosen Apparates hat Hoelz lange kämpfen müssen, die höchsten Stellen des Reichs verfügten, daß er ihm verweigert werde; schließlich bekam er ihn und rettete damit den Rest der Gesundheit, die er nicht für sich, nur für die von ihm vertretene Sache retten will.

Daneben das winzige Brett ist der Schreibtisch, auf dem mit großer Schrift die großen Briefe geschrieben werden. Kaum Platz für den Briefbogen. Wo liegt das Schreiben, das er beantworten will? Wo das Material, das er zitiert? Nun, Max Hoelz hat die Ausnützung des Lokals in Vertikalen erfunden: Zwirnfäden hängen von der Decke herab und an ihnen eine ganze Registratur, die Briefe, die er zu beantworten, die Bücher, die er zu lesen hat, die Seitenzahlen der wichtigen Stellen, der Stundenplan, das Verzeichnis der Postsendungen.

An der Wand, oberhalb des „Schreibtisches": Photoreproduktionen von Henri Barbusse, Maxim Gorki, Albert Einstein und Alexandra Kollontai, aus dem Prospekt einer Buchgemeinschaft ausgeschnitten. Neben dem Fenster: ein Kranz aus Heidekraut, darin ein farbiges Bildchen — im Barkenhof, dem Erholungsheim der „Roten Hilfe", haben Kinder politischer Gefangener den Kranz geflochten und das naive Bildchen gemalt.

In der Mitte der andern Wand das „Bett", eine aufklappbare Pritsche, das am wenigsten benutzte Möbelstück, denn Hoelz arbeitet täglich einundzwanzig Stunden.

Gegenüber: der Eimer! Nicht hermetisch verschließbar. Allmittäglich hatte Hoelz ihn auszuleeren,

und, den stinkenden Kübel in der einen Hand, die gefüllte Eßschale in der anderen, in seine Zelle zurückzukehren.

Zwischen dieser Lagerstatt und der Tür ist ein Bücherbrett an die Wand genagelt: mit Marx' „Kapital", dem deutschen Sammelband aus Lenins Schriften und Rosa Luxemburgs Werk über die Akkumulation beginnt die Reihe der marxistischen Bücher, dann folgen die juristischen und die wenigen schöngeistigen Bücher, die er liebt.

So richtet ein sechsunddreißig Jahre alter Mensch seine Zelle ein, um hier zu bleiben, Stunde um Stunde, Tag um Tag, Monat um Monat, Jahr um Jahr, Jahrzehnt um Jahrzehnt, lebenslänglich, lebenslänglich.

*

Jeder, der mit Max Hoelz zu tun hat, auch der Gegner, muß erkennen, einen zielbewußten und bescheidenen, revolutionären und gütigen, strengen und sozialen Menschen von umfassender, schwer erworbener Bildung vor sich zu sehen.

Jeder, der mit dem Fall Max Hoelz zu tun hat, auch der Gegner, muß erkennen, daß mit der Verurteilung zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe und lebenslänglicher Ehrlosigkeit ein Justizmord verübt wurde, wie ihn krasser und unentschuldbarer die Kriminalgeschichte Europas nicht kennt.

SLUB
Wir führen Wissen.

Aber: mit allen Kniffen, Finessen und Ausflüchten wird die Freilassung von Max Hoelz hintertrieben.

Die maßgebenden Behörden bringen nicht Kraft noch Mut auf, einen Mißgriff einzugestehen und zu seiner Wiedergutmachung zu schreiten, sie ahnen nicht, daß durch Aufhebung von offenkundigen Fehlurteilen die Autorität der Gerichte keineswegs leiden, sondern nur gewinnen würde.

Am allerwenigsten denken sie daran, solche Mannhaftigkeit zu beweisen, wenn der Verurteilte nicht ihrer Gesellschaftsschicht, nicht ihrer Ideenwelt entstammt, wenn er ein klassenbewußter Arbeiter, ein entschiedener Marxist, ein überzeugter Kommunist ist wie Max Hoelz, der aus seiner Zelle durch die deutsche Nacht nach endlicher Gerechtigkeit für alle politischen Opfer der Klassenjustiz schreit.

SLUB
Wir führen Wissen.

AUFRUF

SLUB
Wir führen Wissen.

Das neutrale Komitee für Max Hoelz, zusammengesetzt aus Frauen und Männern der verschiedensten politischen Richtungen, erstrebt die schleunige Nachprüfung des Urteils des außerordentlichen Gerichts vom 22. Juni 1921. Durch dieses Urteil ist Max Hoelz mit lebenslänglichem Zuchthaus und mit dem dauernden Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte bestraft worden, insbesondere wegen der angeblichen Tötung des Gutsbesitzers Heß. Seit fast einem halben Jahre ist der Oeffentlichkeit und den Behörden bekannt, daß infolge der Selbstbezichtigung des wahren Täters, des Widerrufs des Hauptbelastungszeugen und auf Grund anderer wichtiger Tatsachen die Grundlagen des Urteils im Falle Heß erschüttert worden sind; auch liegt bedeutsames Material vor, das geeignet ist, andere wesentliche Teile des Urteils als auf Justizirrtümern beruhend, erscheinen zu lassen.

Weite Kreise des In- und Auslandes, die den politischen Anschauungen von Max Hoelz völlig ab-

lehnend gegenüberstehen, sind davon überzeugt, daß sein ganzes Tun stets nur von den lautersten Beweggründen geleitet war.

Das Komitee fordert die schleunige Herbeiführung eines neuen Urteils über die Taten und über die Person von Max Hoelz.

Es erhebt gegen die auffallend langsame Bearbeitung des Rechtsfalles den schärfsten Protest und macht die Behörden auf die Erbitterung aufmerksam, die weite Kreise angesichts der ungleichmäßigen Anwendung der Amnestiegesetze ergriffen hat.

Das Komitee fordert alle diejenigen auf, die es in diesem Rechtskampf unterstützen wollen, sich ihm durch schriftliche Erklärung (zu richten an die Adresse des Komitees, Berlin W 8, Friedrichstraße 59/60, z. Hd. von Dr. Beck) anzuschließen, und zwar unter Angabe der genauen Adresse.

Berlin, den 23. April 1927.

Dr. Alfred Apfel, Rechtsanwalt, Berlin
Bruno Asch, Stadtrat, Frankfurt a. Main
Prof. Hans Baluschek
Dr. Ernst Baumbach v. Kaiberg, Landgerichtsrat, Gotha
Johannes R. Becher
Dr. Kurt Beck, Rechtsanwalt, Berlin

Dr. Adolf Behne, Berlin
Rudolf Belke
Georg Bernhard, Chefredakteur
Werner Bernhardy, Berlin
Paul Bildt
Rudolf G. Binding, Schriftsteller, Buchschlag (Hessen)
Prof. Dr. Bluntschli, Frankfurt a. M.
Dr. Kurt v. Boehn, Regierungsrat a. D., Frankfurt a. M.
Josef Bornstein
Bert Brecht
Ernst Theodor Breiter, Wien
Bernhard von Brentano
Dr. Kurt Bruck, Rechtsanwalt, Frankfurt a. M.
Dr. L. Bruck, Justizrat, Frankfurt a. M.
Dr. Martin Buber, Frankfurt a. M.
Prof. Dr. Hans Cornelius, Frankfurt a. M.
Dr. A. Dang, Redakteur, Frankfurt a. M.
Prof. Dr. Dessauer, Mitglied des Reichstages, Frankfurt a. M.
Prof. Otto Dix
Prof. Dr. Gustav Doetsch, Stuttgart
Prof. Dr. G. L. Dreyfus, Frankfurt a. M.
Prof. Dr. v. Düring, Frankfurt a. M.
Carl Ebert, Intendant
Prof. Dr. Albert Einstein

SLUB
Wir führen Wissen.

Franz Carl Endres
Erich Engel
Gertrud Eysoldt
Fr. Fay, Frankfurt a. M.
San.-Rat Dr. Leopold Feilchenfeld
Dr. Arthur Feiler, Redakteur, Frankfurt a. M.
Dr. F. Feld, Dozent, Frankfurt a. M.
Lion Feuchtwanger
S. Fischer
S. Forell, Redakteur, Frankfurt a. M.
Dr. Bruno Frank, München
Dr. S. Friedländer (Mynona)
Dr. Eduard Fuchs
Dr. Manfred Georg
Heinrich George
Hellmuth von Gerlach
A. Giesen, Redakteur, Frankfurt a. M.
Prof. Dr. Alfons Goldschmidt, München
Prof. Dr. Kurt Goldstein, Frankfurt a. M.
Golke, M. d. L.
Oscar Maria Graf
Alexander Granach
George Groß
Prof. Dr. Carl Grünberg, Frankfurt a. M.
Kurt Großmann
Stefan Großmann
Dr. E. J. Gumbel

Dr. Karl Gumbel, Rechtsanwalt, Frankfurt a. M.
Prof. Felix Halle
Otto Hartmann, Oberbürgermeister, Göppingen
Gustav Hartung
Max Harteck, Berlin
Dr. W. Hanauer, Frankfurt a. M.
Dr. Ludw. Hecht, Rechtsanwalt, Frankfurt a. M.
Max Hermann-Neiße
Wilhelm Herzog
Wieland Herzfelde
Werner Rich. Heymann
Dr. Kurt Hiller
Dr. Max Hirschberg, München
Dr. med. Max Hodann
Traute Hoelz
Dr. Holde, Geh. Regierungsrat, Berlin
Dr. Karl Holl, Redakteur, Frankfurt a. M.
Arthur Holitscher
Rechtsanwalt Iderhoff, Erfurt
Herbert Ihering
Heinrich Eduard Jacob
Walter Jensen, Oberspielleiter, Gotha
Hans Judell, Frankfurt a. M.
Dr. Erwin Kalser
Ernst Kahn, Frankfurt a. M.
Kellner, Rechtsanwalt, Erfurt

Dr. Alfred Kerr
Gustav Kiepenheuer
Egon Erwin Kisch
Kurt Kläber
Käthe Kollwitz
Max Kolmsberger, München
Fritz Kortner
Alfred Kubin, Wernstein a. Inn
Dr. Robert Kuczynski
B. Kuhnt, Amtshauptmann, M. d. R., Chemnitz i. S.
Hans Land
Leo Lania
Dr. Emanuel Lasker
Otto Lehmann-Rußbüldt
Rudolf Leonhard
Erich Lübbe
Emil Ludwig
Dr. Mamroth, Justizrat, Breslau
Heinrich Mann
Thomas Mann
Dr. Marchwald, Landtagsabgeordneter, Frankfurt a. M.
Dr. med. Julian Marcuse, München
Dr. L. Marcuse, Frankfurt a. M.
Karl Heinz Martin
Franz Meurer, Redakteur, Frankfurt a. M.

Karin Michaelis
Dr. E. Michel, Frankfurt a. M.
Dr. M. Michel, Magistratsrat, Frankfurt a. M.
Dr. Robert Misch
Mario Mohr, Frankfurt a. M.
Dr. A. Mösinger, Redakteur, Frankfurt a. M.
Dr. Erich Müller, München
Otto Nuschke, M. d. L.
Prof. Paul Oestreich
Kurt Offenburg, Frankfurt a. M.
Rudolf Olden
Dr. Arthur Oppenheimer, Rechtsanwalt, Frankfurt a. M.
Dr. Alfons Paquet, Frankfurt a. M.
Max Pechstein
Dr. W. Peiser, Regierungsrat, Berlin
Erwin Piscator
Dr. Friedrich Pollock, Frankfurt a. M.
Prof. Ludwig Quidde
Dr. Hans J. Rehfisch, Berlin
Erich Reiß
Gustav Rickelt
Joachim Ringelnatz
Ernst Rowohlt
Dr. Fritz Rupp, Frankfurt a. M.
Dr. H. Scharp, Redakteur, Frankfurt a. M.

Peter Scher, München
Paul Schlesinger (Sling)
Rudolf Schlichter
Freiherr von Schoenaich
Prof. Dr. Franz Schultz, Frankfurt a. M.
Leopold Schwarzschild
Hermann Sinsheimer, München
Prof. Dr. Hugo Sinzheimer, Frankfurt
Paul Steegemann
Dr. Alfons Steiniger
Julius Stiebel, Handelsrichter, Berlin
Dr. Helene Stöcker
Bruno Stümke, Redakteur, Frankfurt a. M.
Dr. W. Sturmfels, Frankfurt a. M.
Dr. Walter Sulzbach, Frankfurt a. M.
Ernst Thrasolt
Ferdinand Timpe
Ernst Toller
Dr. Kurt Tucholsky
Tilly Wedekind
Dr. Armin T. Wegner
Erich Weinert
Hermann Wendel
Werhorst, Rechtsanwalt, Erfurt
Fritz Rich. Werkhäuser, Spielleiter, Königsberg
Dr. Franz Wolf, Frankfurt a. M.

Dr. Alfred Wolfenstein
Thea Wolff, Vorsitzende der Internat. Frauenliga für Friede und Freiheit, Frankfurt a. M.
Heinrich Zille
Arnold Zweig

Gedruckt 1927 bei
Litfaß' Erben, Berlin

1. Feb. 1979
22. Okt. 1982
14. 10. 83

X

Geschenk von:	Preis:
AK–Hinw. 2. Ex. 1. Ex.: 1.8° 2988 = a	
Fach – Spezialsignatur – Strafvollzug Dr	
Bio K	Bild K
SWK	
Mag.–Stdnr. 28.8° 751 x	zu:
ABGHKL Sonder–Aufst.	Ausl.–V. / zu:

III/9/'65 7521

SLUB DRESDEN
3 4571662

SLUB
Wir führen Wissen.

SLUB
Wir führen Wissen.